This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,578,072

The
German-American
Goethe Library
University of Michigan.

838
G6
1887-

39332

Goethes Werke

Herausgegeben

im

Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen

46. Band

Weimar
Hermann Böhlau
1891.

Inhalt.

Seite

Winckelmann 1

Philipp Hackert 103

Lesarten 389

Winckelmann.

Ihro der Herzogin

Anna Amalia

von

Sachsen-Weimar und Eisenach

Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunſt und Wiſſenſchaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigſte Erlaubniß vermehrt, nachſtehende Winckelmanniſche Briefe dem Druck übergeben zu dürfen. Sie ſind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte ſich unter Höchſtihro Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann ſich in der ängſtlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme leſen kann.

Wären dieſe Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, ſo hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem ſolchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schickſal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer ſollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geſchehenen ſo viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben ſeit jener Zeit ſo viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unſer fördernder und mittheilender Fürſt Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünſtigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beſchränkten Kreiſe nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige ſchon die

Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher ſteigen würde, wenn ſich ein Unterrichteter das Werden und Wachſen darzuſtellen bemühte.

Nicht auf Beſitz, ſondern auf Wirkung war es angeſehen, und um ſo mehr verdient die höhere Cultur dieſes Landes einen Annaliſten, je mehr ſich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die ſichtbaren Spuren ſchon verloſchen ſind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtſein anfänglicher Stiftung und fortgeſetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und geſunden Alter, gelangen und noch ſpät einer glänzenden Epoche genießen, die ſich jetzt für unſern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in ſich verknüpft, befeſtigt, geſteigert und der Nachwelt überliefert werden ſoll.

Da ich mir denn zugleich ſchmeicheln darf, jener unſchätzbaren Gnade, wodurch Höchſtdieſelben mein Leben zu ſchmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter

J. W. v. Goethe.

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publicum wohl erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt alles ankommt, sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt hartnäckig einerlei Standpunct behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern durch mannichfaltige Mittheilung gelernt zu haben; wie sie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtsein an die Propyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen commentirenden Programme, an manche Äußerungen in der Jenaischen Literaturzeitung, an die Bearbeitung der Celliniſchen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammengedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Theile eines einzigen

Werkes ausmachen, so sind sie doch aus eben demselben Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannichfaltig erfahrenen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das Nothwendigste.

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler, wie für den Menschen, ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vortheilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbstständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrthum einsehen lernt, so wechselt er eben so heftig, ergreift eine andre vielleicht eben so fehlerhafte Richtung und hält sich an einen eben so mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner seine Einsicht bloß der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergibt, aus welchen die Kunst entspringt; so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunct, in seiner Beschränkung gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deßhalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unsrer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten. Dieß machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen, dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvollständigkeit sie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte

Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſ't ſich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daſeins, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmanniſchen Briefe haben manchmal dieſen wünſchenswerthen Charakter.

Wenn dieſer treffliche Mann, der ſich in der Einſamkeit gebildet hatte, in Geſellſchaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernſt und bedächtig war; ſo fühlte er vor dem Briefblatt ſeine ganze natürliche Freiheit und ſtellte ſich öfter ohne Bedenken dar, wie er ſich fühlte. Man ſieht ihn beſorgt, beängſtet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf ſich ſelbſt vertraut, der, obgleich die äußern Umſtände ſeiner Einbildungskraft ſo mancherlei Wählbares vorlegen, doch meiſtens den beſten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben koſtete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Societäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Äußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit echter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer

charakteriſiren, machen dieſe Sammlung äußerſt intereſſant und liebenswerth, wobei ſie zugleich genugſam unterrichtend iſt, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die erſten Briefe an den Grafen Bünau in der ſchätzbaren Daßdorfiſchen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in ſich ſelbſt befangenen Gemüthe, das an einem ſo hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann ſeine Religionsänderung ankündigt, iſt ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufſatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, ſelbſt unmittelbar anſchaulich zu machen, dient nunmehr die erſte Hälfte unſrer Briefſammlung. Sie ſind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefſteller zeigt ſich mit ſeinen dringenden unüberwindlichen Wünſchen, in dem peinlichſten Zuſtande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Überzeugung geſuchten Glücke.

Die andre Hälfte iſt aus Italien geſchrieben. Sie behalten ihren derben losgebundenen Charakter, doch ſchwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beſeelt ſie. Überdieß geben ſie, verglichen mit andern ſchon bekannten gleichzeitigen, eine vollſtändigere Anſchauung ſeiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieſer Sammlung, vielleicht mehr

für Menſchenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlaſſen wir empfänglichen Gemüthern und einſichtigen Geiſtern, und fügen einiges über den Mann an den ſie geſchrieben ſind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehauſen in der Altmark im Jahre 1720, ſtudirte zu Halle die Rechte und war, nach ſeiner akademiſchen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußiſchen Regiment Huſaren, die der Farbe nach gewöhnlich die ſchwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Rueſch genannt wurden. Er ſetzte, ſobald er jenes rohe Leben verlaſſen hatte, ſeine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehauſen fand er Winckelmannen, mit dem er ſich freundſchaftlich verband und ſpäter, durch deſſen Empfehlung, bei dem jüngſten Grafen Bünau als Hofmeiſter angeſtellt wurde. Er führte denſelben nach Braunſchweig, wo ſie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in franzöſiſche Dienſte trat, brachte deſſen Vater, damals weimariſcher Miniſter, unſern Berendis in gedachte fürſtliche Dienſte, wo er zuerſt als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatoullier bei der Herzogin Frau Mutter ſtand. Er ſtarb 1783 am 26. October zu Weimar.

Schilderung Winckelmanns.

Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens noch so sehr um Land und Stadt, im Großen oder Kleinen, verdient gemacht haben; so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde, als Zeugniß ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im Allgemeinen sowohl als über die Verdienste Winckelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen, und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannichfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hinderniſſe im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der älteren und neueren Hülfsmittel bequem gelingen möchte; so glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir,

anſtatt auf ſpätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Ausführung zu verſprechen, nach Winckelmanns eigner friſchen Weiſe, eben das was gerade bereit iſt, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach ſeiner Art in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke.

I.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menſchen, ſo wie die Gegenwart bedeutender Kunſtwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geiſt der Betrachtung auf. Beide ſtehen da als Vermächtniſſe für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, dieſe wirklich erhalten als unausſprechliche Weſen. Jeder Einſichtige weiß recht gut, daß nur das Anſchauen ihres beſondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch verſucht man immer auf's neue durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir beſonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf ſolche Gegenſtände Bezug hat; und ſo wird man unſre erneuerte Betrachtung über Winckelmann, ſeinen Charakter und ſein Geleiſtetes in dem Augenblicke ſchicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über ſeine Denkweiſe und Zuſtände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden; so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen, und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig, zu allem was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern; so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene zerstreute Studien im Jüng-

lingsalter, der Druck eines Schulamtes, und was in einer solchen Laufbahn Ängstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Ägypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er

nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung in's Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punct wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten, ohne weitern Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung

des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen.

Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Werth, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertheften geachtet, und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt, und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig

wieder herſtellt; ſo vermag der jenen eigene geſunde Sinn ſich gegen innern und äußern Unfall geſchwind und leicht wieder herzuſtellen. Eine ſolche antike Natur war, in ſo fern man es nur von einem unſrer Zeitgenoſſen behaupten kann, in Winckelmann wieder erſchienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probeſtück ablegte, daß ſie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgeſtumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erſcheint er ganz und abgeſchloſſen, völlig im antiken Sinne. Angewieſen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Beſitz und Verluſt, Erhebung und Erniedrigung, und in ſolchem ſeltſamen Wechſel immer mit dem ſchönen Boden zufrieden, auf dem uns ein ſo veränderliches Schickſal heimſucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geiſt, ſo blieb ihm derſelbe auch in ſeinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wiſſenſchaften im Großen und Breiten die Alten ſich ſchon in einer gewiſſen peinlichen Lage befanden indem zu Erfaſſung der mannichfaltigen, außermenſchlichen Gegenſtände, eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerſtückelung der Einheit faſt unerläßlich iſt; ſo hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannichfaltigen Wißbaren ſich zu zerſtreuen, in unzuſammenhängenden Kenntniſſen ſich

zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerthen herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet; so kam er doch früher oder später immer zum Alterthum, besonders zum Griechischen, zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des

Untergangs eine unverwüſtliche Geſundheit gewahr werden.

Dieſer heidniſche Sinn leuchtet aus Winckelmanns Handlungen und Schriften hervor, und ſpricht ſich beſonders in ſeinen frühern Briefen aus, wo er ſich noch im Conflict mit neuern Religionsgeſinnungen abarbeitet. Dieſe ſeine Denkweiſe, dieſe Entfernung von aller chriſtlichen Sinnesart, ja ſeinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man ſeine ſogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche ſich die chriſtliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, ſeiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche ſich ihr ſubordiniren.

Freundſchaft.

Waren jedoch die Alten, ſo wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menſchen, ſo mußten ſie, indem ſie ſich ſelbſt und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menſchlicher Weſen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, ſie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorſpringt.

Auch hier zeigt ſich ein merkwürdiger Unterſchied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns ſo zart und geiſtig geworden, erhob ſich kaum über die Gränze des gemeinſten Bedürfniſſes.

Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann, selbst mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und

glücklich fühlt, weil er dem etwas leiſten kann, den er über alles liebt, ja dem er ſogar, als höchſte Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zuſtände wechſeln, ſo bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieſer Urform zu ſeinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von dieſen Gebilden leicht und bald vorüberſchwindet; ſo erwirbt ihm doch dieſe ſchöne Geſinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Beſten ſeines Zeitalters und Kreiſes in dem ſchönſten Verhältniſſe zu ſtehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundſchaftsbedürfniß ſich eigentlich ſeinen Gegenſtand erſchafft und ausbildet; ſo würde dem alterthümlich geſinnten dadurch nur ein einſeitiges, ein ſittliches Wohl zuwachſen, die äußere Welt würde ihm wenig leiſten, wenn nicht ein verwandtes gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenſtand deſſelben glücklich hervorträte, wir meinen die Forderung des ſinnlich Schönen und das ſinnlich Schöne ſelbſt: denn das letzte Product der ſich immer ſteigernden Natur iſt der ſchöne Menſch. Zwar kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt ihrer Allmacht iſt es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine

Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man ſagen, es ſei nur ein Augenblick, in welchem der ſchöne Menſch ſchön ſei.

Dagegen tritt nun die Kunſt ein, denn indem der Menſch auf den Gipfel der Natur geſtellt iſt, ſo ſieht er ſich wieder als eine ganze Natur an, die in ſich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu ſteigert er ſich, indem er ſich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und ſich endlich bis zur Production des Kunſtwerkes erhebt, das neben ſeinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Iſt es einmal hervorgebracht, ſteht es in ſeiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, ſo bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchſte hervor: denn indem es aus den geſammten Kräften ſich geiſtig entwickelt, ſo nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in ſich auf, und erhebt, indem es die menſchliche Geſtalt beſeelt, den Menſchen über ſich ſelbſt, ſchließt ſeinen Lebens- und Thatenkreis ab, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen iſt. Von ſolchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympiſchen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beſchreibungen, Nachrichten und Zeugniſſen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menſchen geworden, um den Menſchen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchſte Würde, und ward für die höchſte Schön-

heit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen: es sei ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Gränzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Winckelmann oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholicismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen fröhnte Winckelmann lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein be-

deutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andre geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die Römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte Winckelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er, ohne diesen früheren Entschluß, seinen Zweck nicht

vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Überzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Überzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch Winckelmann bei seinem vorgehabten Schritt, besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie schön, tief und rechtlich sind seine vertraulichen Äußerungen über diesen Punct!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen daraus,

daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie sämmtlich in Parteien getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl, noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deßhalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieses nun die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehn, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildbret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für Winckelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten, ja vielleicht gar durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben, wenigstens ist hie und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

Von allem literarischen, ja selbst von dem höchsten was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich; denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, in wie fern dieses Winckelmannen gelungen, liegen der Documente nunmehr genugsam vor uns.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigiren und aufzustellen wußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift: *Über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst*, nebst zwei Anhängen, entstanden ist.

So ſehr Winckelmann ſchon hier auf dem rechten Wege erſcheint, ſo köſtliche Grundſtellen dieſe Schriften auch enthalten, ſo richtig das letzte Ziel der Kunſt darin ſchon aufgeſteckt iſt; ſo ſind ſie doch, ſowohl dem Stoff als der Form nach, dergeſtalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen ſuchen möchte, wenn man nicht von der Perſönlichkeit der damals in Sachſen verſammelten Kenner und Kunſtrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet iſt; weßhalb dieſe Schriften für die Nachkommenden ein verſchloſſenes Buch bleiben werden, wenn ſich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunſt, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entſchließen ſollten, eine Schilderung der damaligen Zuſtände, inſofern es noch möglich iſt, zu geben oder zu veranlaſſen.

Lippert, Hagedorn, Oeſer, Diterich, Heinecke, Oeſterreich liebten, trieben, beförderten die Kunſt jeder auf ſeine Weiſe. Ihre Zwecke waren beſchränkt, ihre Maximen einſeitig, ja öfters wunderlich. Geſchichten und Anekdoten curſirten, deren mannichfaltige Anwendung nicht allein die Geſellſchaft unterhalten, ſondern auch belehren ſollte. Aus ſolchen Elementen entſtanden jene Schriften Winckelmanns, der dieſe Arbeiten gar bald ſelbſt unzulänglich fand, wie er es denn auch ſeinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugſam vorbe-

reitet, doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an, und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsepoche beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Wirkungen äußert, die eben so reell als harmonisch sein müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger sein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande ist. Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her, mit Staunen wandert er durch die Reste eines Riesenzeitalters, das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich, wie zu den Sternen des Firmaments, wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand, noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und schon fühlt er die Har-

monie voraus, die aus dieſen vielen, oft feindſelig ſcheinenden Elementen zuletzt für ihn entſtehen muß. Er beſchaut, er betrachtet alles, und wird, auf daß ja ſein Behagen vollkommener werde, für einen Künſtler gehalten, für den man denn doch am Ende ſo gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.

„Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht bloß der empfindelnde Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſei es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Öde, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe von Trümmern

ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich überglücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt; ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunſtgenuß. Überall ſonſt reihen ſich Ideen des Contraſtes daran, und er wird elegiſch oder ſatiriſch. Freilich indeß iſt es auch nur für uns ſo. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweiſ't ſein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn wir ſelbſt Bewohner Athens und Roms zu ſein wünſchten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erſcheinen. Es geht damit, wie wenigſtens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halb verſunkene ausgräbt; es kann höchſtens ein Gewinn für die Gelehrſamkeit auf Koſten der Phantaſie ſein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer

polizirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch mehr Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie, und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dieß ganze Geſchlecht."

Mengs.

Aber Winckelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreiſen alterthümlicher Überbleibſel nach den werthеſten, ſeiner Betrachtung würdigſten Gegenſtänden umhergetaſtet, hätte das Glück ihn nicht ſogleich mit Mengs zuſammengebracht. Dieſer, deſſen eigenes großes Talent auf die alten und beſonders die ſchönen Kunſtwerke gerichtet war, machte ſeinen Freund ſogleich mit dem Vorzüglichſten bekannt, was unſerer Aufmerkſamkeit werth iſt. Hier lernte dieſer die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen, und ſah ſich ſogleich aufgeregt, eine Schrift vom Geſchmack der griechiſchen Künſtler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunſtwerken aufmerkſam umgehen kann, ohne zu finden, daß ſie nicht allein von verſchiedenen Künſtlern, ſondern auch aus verſchiedenen Zeiten herrühren, und daß ſämmtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienſtes zugleich angeſtellt werden müſſen;

also fand auch Winckelmann mit seinem Geradsinne, daß hier die Achse der ganzen Kunstkenntniß befestigt sei. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung von dem Stile der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst, und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange geahnetes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlornes Land.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindrängen nordischer Völker, und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam in's Allgemeine wirken kann.

Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu dieſen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo ſich ſchon Ahnungen, ja ſogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunſtgeſchichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künſte. Ihn als Weltmann beſchäftigte beſonders die Betrachtung, daß ſie ſich nur kurze Zeit auf dem höchſten Puncte, den ſie erreichen können, zu erhalten wiſſen. Auf ſeinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunſt als ein Lebendiges (ζωον) anzuſehen, das einen unmerklichen Urſprung, einen langſamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick ſeiner Vollendung, eine ſtufenfällige Abnahme, wie jedes andre organiſche Weſen, nur in mehreren Individuen nothwendig darſtellen muß. Er gibt daher nur ſittliche Urſachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeſchloſſen werden können, ſeinem großen Scharfſinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel iſt, die ſich aus freien Elementen nicht zuſammenſetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Mahlern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugniſſe der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunſt von dem engſten Zeitraume umſchloſſen. Warum nun mehrere, ähnliche,

fähige Menſchen ſich in einem gewiſſen Jahreskreis zuſammenziehen und ſich zu gleicher Kunſt und deren Beförderung verſammeln, bedenke ich immer, ohne die Urſachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrſcheinlichen ſind mir folgende die wichtigſten. Nacheiferung nährt die Talente, bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und ſchnell erhebt ſich das mit ſo großem Fleiß Geförderte auf die höchſte Stelle. Schwer verweilt ſich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, ſchreitet zurück. Und ſo ſind wir anfangs unſern Vordermännern nachzukommen bemüht, dann aber, wenn wir ſie zu übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man ſtrebt nicht mehr nach dem Beſitz, den andre ſchon ergriffen, man ſpäht nach etwas Neuem, und ſo laſſen wir das, worinnen wir nicht glänzen können, fahren, und ſuchen für unſer Streben ein ander Ziel. Aus dieſer Unbeſtändigkeit, wie mich dünkt, entſteht das größte Hinderniß vollkommene Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunſtgeſchichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in dieſem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit römiſchen Kunſtliebhabern, eine auffallende Ähnlichkeit zwiſchen dem Charakter der griechiſchen bildenden Künſtler mit dem der römiſchen Redner gefunden und ſich bei Kennern und Kunſtfreunden deßhalb näher unterrichtet haben, ſo daß er bei ſeiner gleichnißweiſen Aufſtellung, da jedesmal der Kunſtcharakter mit dem Zeitcharakter zuſammenfällt, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, eine Kunſtgeſchichte ſelbſt darzuſtellen genöthigt iſt.

„Man ſagt, die erſten berühmten Mahler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen beſucht, ſeien Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer ſich entwickelnden Kunſt den größten Meiſtern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweiſe.

Nachher haben Zeuxis und Parrhaſius, die nicht weit aus einander lebten, beide ungefähr um die Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs, die Kunſt ſehr befördert. Der erſte ſoll die Geſetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andre aber ſich auf genaue Unterſuchung der Linien eingelaſſen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt, und machte ſie völliger und anſehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigſte Form auch an den

Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

So blühte die Mahlerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Überlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmuth Apelles von niemanden übertroffen worden. Euphranorn bewundert man, daß er in Rücksicht der Kunsterfordernisse überhaupt unter die Besten gerechnet werden muß, und zugleich in der Mahler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toscanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja er soll sogar das ernstere Alter vermieden, und sich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugeſtanden. Phidias ſoll Götter und Menſchen am vollkommenſten gebildet, beſonders in Elfenbein ſeinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Alſo würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den olympiſchen Jupiter in Elis gemacht hätte, deſſen Schönheit der angenommenen Religion, wie man ſagt, zu ſtatten kam, ſo ſehr hat die Majeſtät des Werkes dem Gotte ſich gleichgeſtellt.

Lyſippus und Praxiteles ſollen nach der allgemeinen Meinung ſich der Wahrheit am beſten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Ähnlichkeit der Schönheit vorgezogen."

Literariſches Metier.

Nicht leicht iſt ein Menſch glücklich genug, für ſeine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbſt wer das Beſte zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und ſo war auch die literariſch-bibliographiſche Bildung dasjenige Verdienſt, das Winckelmannen früher dem Grafen Bünau und ſpäter dem Cardinal Paſſionei empfahl.

Ein Bücherkenner iſt überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Luſt merk-

würdige und rare Bücher zu sammeln lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich. Sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter Hausgenosse, und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar, weit mehr als sonst, sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Ursache hat, und ein deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die für's Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit, und nur so lange als es nöthig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb Winckelmann seiner eigentlichen literarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem, was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor, weder Handschriften vergleichen noch deutschen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihm seine Kenntnisse schon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privat-

leben der Italiäner überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus mancherlei Ursachen etwas Geheimnißvolles. Dieses Geheimniß, diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrter widmete sein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannichfaltigen Kenntnissen und Einsichten, sich schriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand Winckelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani, und erwähnt seiner zunehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Über alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Cardinals Albani geworden zu sein. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberei, die beste Gelegenheit sie zu befriedigen, und ein bis an's Wunderbare gränzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in späteren Jahren in dem Geschäft diese Sammlung würdig aufzustellen, und so mit jenen römischen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Ver-

gnügen, ja den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine Lust. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinette die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden, ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. So stand sie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreuenden Zeit

ihres ſämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Niſchen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgeriſſen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den ſonderbarſten Wechſel der Dinge führte man dieſe Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man ſie dem Beſitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet ſich wieder an der alten Stelle. Jenes erſte traurige Schickſal dieſes Kunſtelyſiums und deſſen Wiederherſtellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdiſchen Leid, ſo wie der zum Erſatz nicht immer hinreichenden Freude, ſchon entwachſen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf ſeinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von ſtatten ging; ſondern es waren auch die Herculaniſchen und Pompejiſchen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Verheimlichung und Langſamkeit unbekannt geblieben, und ſo kam er in eine Ernte, die ſeinem Geiſte und ſeiner Thätigkeit genugſam zu ſchaffen gab.

Traurig iſt es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeſchloſſen anſehen muß. Rüſtkammern,

Galerien und Muſeen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Geſpenſterartiges; man beſchränkt ſeinen Sinn in einem ſo beſchränkten Kunſtkreis, man gewöhnt ſich ſolche Sammlungen als ein Ganzes anzuſehen, anſtatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden ſollte, daß in der Kunſt, wie im Leben, kein Abgeſchloſſenes beharre, ſondern ein Unendliches in Bewegung ſei.

In einer ſo glücklichen Lage befand ſich Winckelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunſthandel bewegten ſich manche alte Beſitzungen an's Tageslicht, gingen vor ſeinen Augen vorbei, ermunterten ſeine Neigung, erregten ſein Urtheil und vermehrten ſeine Kenntniſſe.

Kein geringer Vortheil für ihn war ſein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoſchiſchen Beſitzungen. Erſt nach dem Tode des Sammlers lernte er dieſe kleine Kunſtwelt kennen, und herrſchte darin nach ſeiner Einſicht und Überzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieſer äußerſt ſchätzbaren Sammlung gleich vorſichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Manches ward verſchleudert; doch um die treffliche Gemmenſammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm Winckelmann mit dem Erben Stoſch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geſchäft und deſſen übereilter und doch immer geiſtreicher Behandlung uns die

überbliebene Correspondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper, wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung, zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als Winckelmann zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte, und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er übersah die Vorzeit, so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum, so wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Stil gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab, und fing sogleich an alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange

bei ſich, ließ den friſchen Moſt nicht etwa gähren und klar werden, ſondern, wie man ſagt, daß man durch Lehren lerne, ſo lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlaſſen, wie manche Gegenſtände benannt, über die ein Werk erfolgen ſollte, und dieſem Anfang glich ſeine ganze antiquariſche Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beſchäftigt, ihn dergeſtalt ergreifend und feſthaltend, als wenn der Augenblick vollſtändig und befriedigend ſein könnte, und eben ſo ließ er ſich wieder vom nächſten Augenblicke belehren. Dieſe Anſicht dient zu Würdigung ſeiner Werke.

Daß ſie ſo, wie ſie da liegen, erſt als Manuſcript auf das Papier gekommen, und ſodann ſpäter im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannichfaltigen kleinen Umſtänden ab. Nur einen Monat ſpäter, ſo hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, beſtimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich ſeinen frühzeitigen Tod, weil er ſich immer wieder umgeſchrieben, und immer ſein ferneres und neuſtes Leben in ſeine Schriften eingearbeitet hätte.

Und ſo iſt alles, was er uns hinterlaſſen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchſtaben Todten geſchrieben. Seine Werke, verbunden mit ſeinen Briefen, ſind eine Lebensdarſtellung, ſind ein Leben ſelbſt. Sie ſehen, wie das Leben der meiſten Menſchen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke

gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, selbst ausgesetzt sein möchte: denn Beschränkung ist überall unser Loos.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß; so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannichfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde: denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Übermaß von Ehre und Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister

weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit äftet wieder in's Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß, nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung macht; so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verläugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen, und was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen; so wird sie von denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Übergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Überzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit

vor der Welt ſelbſt ſchmälern; ſo würde es hiezu an mancherlei Beiſpielen nicht fehlen.

Winckelmann beklagt ſich bitter über die Philoſophen ſeiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man ſich in ſein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar iſt es, daß Winckelmann die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Chriſts Anleitung, und ohne ſich um einen Philoſophen in der Welt zu bekümmern, ſich in ſeinem Hauptſtudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch ſteht, indem uns die Ereigniſſe der neuern Zeit vorſchweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unſerm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungeſtraft jene große philoſophiſche Bewegung, die durch Kant begonnen, von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforſcher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menſchen vorzüglich begünſtigt zu ſein ſcheinen.

Denn indem ſie ſich nur mit dem Beſten, was die Welt hervorgebracht hat, beſchäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten; ſo erlangen ihre Kenntniſſe eine ſolche Fülle, ihre Urtheile eine ſolche Sicherheit, ihr Geſchmack eine ſolche Conſiſtenz, daß ſie innerhalb ihres eigenen Kreiſes bis zur Verwunderung, ja bis zum Erſtaunen, ausgebildet erſcheinen.

Auch Winckelmann gelang dieſes Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunſt und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poeſie.

So ſehr Winckelmann bei Leſung der alten Schriftſteller auch auf die Dichter Rückſicht genommen; ſo finden wir doch, bei genauer Betrachtung ſeiner Studien und ſeines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poeſie, ja man könnte eher ſagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn ſeine Vorliebe für alte gewohnte Lutherſche Kirchenlieder, und ſein Verlangen ein ſolches unverfälſchtes Geſangbuch ſelbſt in Rom zu beſitzen, wohl von einem tüchtigen wackern Deutſchen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunſt zeuget.

Die Poeten der Vorzeit ſcheinen ihn früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, ſpäter als Zeugniſſe für bildende Kunſt intereſſirt zu haben. Deſto wunderbarer und erfreulicher iſt es, wenn er ſelbſt als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger unverkennbarer in ſeinen Beſchreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in ſeinen ſpätern Schriften. Er ſieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unausſprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderſtehlichen Drang mit Worten und Buchſtaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus

diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm bei'm Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr Winckelmann überhaupt auf ein gewisses Ansehn vor der Welt achtete, so sehr er sich einen literarischen Ruhm wünschte, so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feierlichen Stil zu erheben suchte; so war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufsatze dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Erklärung eines Monuments, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Irrthum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern.

Hatte er das Manuscript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet,

ſo wurden Verbeſſerungen und Nachträge hinterdrein geſchickt, und von allen dieſen Neuſchritten machte er ſeinen Freunden kein Geheimniß: denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit ſtand ſein ganzes Weſen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, ſondern nur durch die That ſelbſt klar, das Unternehmen ſeiner monumenti inediti.

Man ſieht wohl, daß jene Luſt neue Gegenſtände bekannt zu machen, ſie auf eine glückliche Weiſe zu erklären, die Alterthumskunde in ſo großem Maße zu erweitern, ihn zuerſt angelockt habe; dann tritt das Intereſſe hinzu, die von ihm in der Kunſtgeſchichte einmal aufgeſtellte Methode auch hier an Gegenſtänden, die er dem Leſer vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorſatz ſich entwickelte, in der vorausgeſchickten Abhandlung das Werk über die Kunſtgeſchichte, das ihm ſchon im Rücken lag, ſtillſchweigend zu verbeſſern, zu reinigen, zuſammenzudrängen und vielleicht ſogar theilweiſe aufzuheben.

Im Bewußtſein früherer Mißgriffe, über die ihn der Nicht-Römer kaum zurechtweiſen durfte, ſchrieb er ein Werk in italiäniſcher Sprache, das auch in Rom gelten ſollte. Nicht allein befleißigt er ſich dabei der größten Aufmerkſamkeit, ſondern wählt ſich auch

freundſchaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, ſich ihrer Einſicht, ihres Urtheils auf das klügſte bedient, und ſo ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergehen wird. Und er ſchreibt es nicht allein, er beſorgt es, unternimmt es und leiſtet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademiſchen Kräften Ehre machen würde.

Papſt.

Sollte man ſo viel von Rom ſprechen, ohne des Papſtes zu gedenken, der doch Winckelmannen wenigſtens mittelbar manches Gute zufließen laſſen!

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV. Lambertini, der als ein heiterer behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und ſo mögen auch die verſchiedenen Stellen, welche Winckelmann bekleidete, ihm durch die Gunſt ſeiner hohen Freunde mehr, als durch die Einſicht des Papſtes in ſeine Verdienſte geworden ſein.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weiſe in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die beſondre Auszeichnung dem Papſte aus den monumenti inediti einige Stellen vorleſen zu dürfen, und er gelangt auch von dieſer Seite zur höchſten Ehre, die einem Schriftſteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, dasjenige was sie leisten, als die Hauptsache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig äußert; so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deßwegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen, vom Schönheits- und Freundschaftssinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen; so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

Winckelmann war durchaus eine Natur, die es redlich mit sich selbst und mit andern meinte, seine angeborne Wahrheitsliebe entfaltetete sich immer mehr und mehr, je selbstständiger und unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrthümer, die im Leben- und in der Literatur so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in sich selbst zurückkehren, doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich, ihm liegt im Sinne was er vorhat, er interessirt sich für sein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens, und

hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessiren werden. Wir finden daher in seinen Briefen, vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Räthsel, und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war, und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielsylbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Sylben zusammenbuchstabirt, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze; sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen, wie im Ästhetischen, zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches Wesen erscheint. Sehr schön beträgt sich Winckelmann innerhalb der Gränzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er auf's fleißigste, sich eine Existenz auf's Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinct und mit Leidenschaft. Seine

Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten eben so geschwind zurücknimmt, als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punctes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, so wie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

Gesellschaft.

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand; so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen geschätzt zu werden bringt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er sich in keinem bessern Elemente als in dem römischen befinden können.

Er bemerkt selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen, so ceremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle süd-

lichen Nationen würden eine unendliche lange Weile finden, wenn ſie gegen die Ihrigen ſich in der fortdauernden wechſelſeitigen Spannung erhalten ſollten, wie es die Nordländer gewohnt ſind. Reiſende haben bemerkt, daß die Sklaven ſich gegen ihre türkiſchen Herren mit weit mehr Aiſance betragen, als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten; allein wenn man es genau betrachtet, ſo ſind dieſe Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunſten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehn läßt, und dieſe kommen ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert Winckelmann mit großem Behagen, ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit, und nähren ſeinen Freiheitsſinn, der mit Scheu auf jede Feſſel hinſieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn Winckelmann durch den Umgang mit Einheimiſchen ſehr glücklich ward, ſo erlebte er deſto mehr Pein und Noth von Fremden. Es iſt wahr, nichts kann ſchrecklicher ſein, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich aber nicht nach Rom bequemt, iſt den wahrhaft römiſch Geſinnten ein Greuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen, und sogar bis auf den Ätna hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel, worin sie, selbst auf Reisen, ihre von Hause mitgebrachten getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urtheilende, nicht um sich her sehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünscht Winckelmann mehr als einmal, verschwört sie nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessau, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, so wie den Baron von Riedesel, einen Mann, der sich in der Sinnesart gegen Kunst und Alterthum ganz unseres Freundes würdig erzeigte.

Welt.

Wir finden bei Winckelmann das unnachlassende Streben nach Ästimation und Consideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Connexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document seines Verdienstes, ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich in's Französische übersetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt, das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen, die Menschen erstaunen, wie sie auf einmal gefördert werden; dahingegen eine kältere Nachkommenschaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winckelmann den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofs, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfniß einschränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, wegen seiner Subsistenz bald hierhin bald dorthin zu sehen, bald sich mit geringen Vortheilen im Hause eines Cardinals, in der Vaticana und sonst unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andre Aussicht vor sich sah, großmüthig seinen Platz aufzugeben, indessen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Reiselust nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunct der alten Welt, und die für den Alterthumsforscher interessantesten Länder nah um sich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Pe-

loponnes, Jonien und Ägypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten, und erregt in einem, der wie Winckelmann mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unser Winckelmann auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre, es ist das unwiderstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammenverlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede auf's neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz, den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe ruhige Natur er

als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften that, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen, solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wieder, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem italiänischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felsigte Tirol interessirt, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine cimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der

öffentlichen Achtung, auf die er ſo viel Werth legte, warteten ſeiner Erſcheinung, um ihn zu überhäufen. Und in dieſem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerſtreuung der Kunſtſchätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgeſagt, iſt nicht vor ſeinen Augen geſchehen. Er hat als Mann gelebt, und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen: denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt uns der Anhauch ſeiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzuſetzen.

II.

In dem vorhergehenden Entwurf einer Kunſtgeſchichte des XVIII. Jahrhunderts iſt nur beiläufig Erwähnung von Winckelmann geſchehen, weil wir uns vorgenommen hatten, ſeinen Einfluß, ſein Wirken und ſeine Verdienſte in der Kunde der Alterthümer eigens ausführlich zu betrachten.

Es wird zu dieſem Endzweck erforderlich ſein, daß wir erſtlich unterſuchen, welche Meinungen und Begriffe über die vorhandenen Monumente der alten Kunſt im Gange waren, ehe noch Winckelmann als der glücklichſte Forſcher in dieſem Fach auftrat, das heißt, ehe ſeine Kunſtgeſchichte erſchien; und werden zweitens zu zeigen unternehmen, in welchen weſentlichen Puncten ſein Bemühen beſſere Erkenntniß aufgebracht oder eingeleitet habe.

In Italien galten um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts Gori, Paſſeri, wie auch Bracci, für die trefflichſten Alterthumsforſcher, beſonders war der zuerſt Genannte rühmlich bekannt. Alle drei waren Männer von gründlicher Gelehrſamkeit, aber nicht eben ſo vorzüglich in Hinſicht auf Kunſtkenntniſſe und

Geschmacksbildung, daher im Urtheil über die Monumente, welche sie zu erklären gedachten, in der Vergleichung derselben mit andern, und in den daraus gezogenen Schlüssen gar manchen Fehlgriffen ausgesetzt.

Die in früherer Zeit schon aufgebrachte, aber von den erwähnten Gelehrten ebenfalls angenommene und fortgepflanzte viel zu gute Meinung vom Kunstvermögen der alten Etrurier, von der Anzahl so wie vom Gehalt der ihnen zuzurechnenden Monumente war ein äußerst schädliches Vorurtheil, welches den Fortschritten der Alterthumskunde auf mancherlei Weise Hindernisse in den Weg legte.

Vielleicht besaß der französische Graf Caylus weniger gelehrte Kenntnisse, als einer der genannten Italiäner, er vergütete aber solches durch lebhaftere Neigung für Kunstwerke, durch ein mehr heiteres gewandtes Denk- und Urtheilsvermögen; auch ist seine Schreibart gefälliger, unterhaltender, welches nebst Sprache, Vermögen, Stand, Einfluß, Bekanntschaften ꝛc. seine Schriften zu den gelesensten, seine Meinungen zu den geltendsten jener Zeit machte. Wenn wir uns daher bemühen, diese Meinungen näher aus einander zu setzen, so sprechen wir im gelingenden Falle auch zugleich den in der Alterthumskunde herrschenden Glauben aus, ehe die hellere Aufklärung durch Winckelmann stattgefunden.

Den alten Etruriern war man, wie oben bereits angemerkt worden, überhaupt allzu günstig, und auch

Caylus schrieb denselben eine Menge Denkmale zu, welche ganz andern Völkern angehören. In noch größerer Achtung aber standen bei diesem Alterthumsforscher die alten Ägypter, denen er die anfängliche Erfindung der bildenden Künste zum hohen Verdienst anrechnete und vermeinte, daß Etrurier und Griechen dieselben aus Ägypten erhalten hätten.

Wir vermuthen nicht, daß eine so falsche Ansicht, welche geistlos handwerksmäßiges Nachahmen von eigentlicher Kunst und Genie nicht unterscheidet, vom Grafen Caylus selbst ursprünglich herrühre, wo und wann aber dieselbe ihren Anfang genommen, ist auszumachen außer den Gränzen unsers gegenwärtigen Vorhabens. Deßgleichen mögen andere untersuchen, ob der Wahn, die Griechen hätten aus Eitelkeit, und um den Ägyptern den Ruhm der Erfindung der bildenden Künste undankbar zu entreißen, ihre ältesten Kunstproducte, als Zeugnisse, welche gegen sie gesprochen haben würden, absichtlich unterdrückt — ob, sagen wir, dieser Wahn ebenfalls ein älterer und verbreiteter war, oder ein bloßer Nothbehelf, zu welchem sich Graf Caylus gedrungen sah, um das einmal angenommene System von etruriſcher Kunst und Kunstwerken zu stützen.

Über die in Geschmack, Stil und Behandlung so verschiedenen Epochen in der Kunst, so wie auch über das Eigenthümliche des Geschmacks der Kunstwerke verschiedener Völker, walteten sehr unsichere Begriffe.

In den Geist der Kunst eindringende Beobachtungen anzustellen, wurde zu derselben Zeit beinahe gänzlich versäumt; man begnügte sich gewöhnlich mit Wahrnehmung äußerer Kennzeichen, doch wurden auch diese höchst selten mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit aufgesucht. Daher finden sich von Caylus wahrscheinlich etruriſche Denkmale unter den ägyptischen aufgeführt, ja sogar alt-griechische den römischen aus Zeiten sinkender Kunst beigemischt.

In solchem Zustande befand sich derjenige Theil der Alterthumskunde, der sich über Denkmale der bildenden Kunst erstreckt. Man ging meist, wie z. B. bei den obengenannten drei italiänischen Gelehrten der Fall war, mit dürftigem Geschmack und noch ärmer an Kunstkenntnissen, einseitig vom Studium alter Sprachen, Geschichte und Fabel aus. Als aber ein durch seine Reisen und Umgang, durch Neigung und Talent zur Kunst mehrseitig gebildeter und fähiger Mann, wie Graf Caylus war, sich der Sache angenommen, so geschahen zwar einige Vorschritte, doch war der Ort seines Aufenthalts, Paris, damals noch weniger als jetzt für den Alterthumsforscher der günstigste. Zudem wirkten die Vorurtheile einer manierirten Mahlerschule nachtheilig auf seinen Geschmack und Kunstsinn; es mußte ihm also wohl unmöglich fallen, sich über alle alten festgewurzelten Irrthümer zur freien und klaren Erkenntniß zu erheben.

Wir kommen nun auf Winckelmann, und wer-

den, unſerm Zwecke gemäß, die Reſultate ſeiner für Geſchmack, Kunſt und Alterthumskunde wohlthätigen Bemühungen anzugeben verſuchen.

Winckelmann erſchien zu Rom als ein mit Kenntniß alter Sprachen wohl ausgerüſteter Gelehrter. Unter den Kunſtſchätzen zu Dresden hatte er ſich vorher einige Zeit umgeſehen, und ohne Zweifel durch dieſelben ſeine natürlichen Anlagen geweckt. Die Gunſt des Cardinals Alexander Albani, die ihm in Rom bald zu Theil wurde, nebſt den freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Mengs, müſſen der Entwickelung und Ausbildung des Kunſtſinnes in ihm ſehr vortheilhaft geweſen ſein. Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, die Neigung zu ſchönen Formen, wodurch, wie bereits angemerkt worden, Mengs als Künſtler ſich auszeichnete, habe überwiegenden Einfluß auf Winckelmann gewonnen, und ihn vermocht, die Schönheit unbedingt als das Hauptprincip der alten Kunſt aufzuſtellen*); eine Behauptung, welche allerdings wahr iſt, ſo lange man ſie auf den ganzen Begriff von der Kunſt ausdehnt, und hingegen eine höchſt ſchädliche Wirkung haben muß, ſobald man ſie engherzig auf die Formen allein einſchränkt, wie leider noch von manchen geſchieht. Im Übrigen iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, Winckelmann ſelbſt ſei dieſes Unterſchieds ſich nicht mit völliger Klarheit bewußt geweſen, weil überall,

*) Siehe die Monum. inediti Tratt. preliminare Cap. IV.

wo er in ſeinen Schriften von der Schönheit der Theile ſpricht, es das Anſehen hat, als wäre er ausſchließlicherweiſe der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunſtwerke überhaupt gehandelt, dann erglüht nicht ſelten ſein großer, den Alten verwandter Geiſt, und verkündet mit poetiſcher Ergießung die hohen innern Schönheiten, die Idee, welche der Künſtler durch das Mittel edler abgewogener Formen zur Erſcheinung gebracht hat.

Der irrigen Meinung, Etrurier ſowohl als Griechen hätten die bildenden Künſte von den Ägyptern erhalten, widerſprach Winckelmann mit überzeugenden Gründen, und zeigte dagegen, daß ſolche aus dem allen Menſchen inwohnenden Bildungs- und Nachahmungstrieb überall entſprungen ſind*).

Die Monumente von ägyptiſchem Geſchmack, über welche, wie oben angemerkt worden, bloß allgemeine und dazu unbeſtimmte Begriffe herrſchten, ordnete er in drei Claſſen, nämlich in echt ägyptiſche Arbeiten, in griechiſche und in römiſche Nachahmungen derſelben, nach Kennzeichen, die von jedem kunſtgeübten Auge unfehlbar erkannt werden können. Iſt man ihm dafür ſchon Dank ſchuldig, ſo erwarb er ſich doch bei weitem noch größere Verdienſte durch ſeine Aufklärungen über die Monumente der etruriſchen Kunſt. Dieſes Fach diente im Bezirk der antiquariſchen

*) Monum. inediti Tratt. prelim. Cap. I.

Wiſſenſchaften gleichſam zur Polterkammer, wohin alles, was ſchwer zu deuten oder ſonſt nicht gut zu gebrauchen war, bei Seite geſchafft wurde. Die altgriechiſchen Werke von Erz und Marmor wurden ſämmtlich dahin verwieſen, ein Gleiches geſchah auch mit den Vaſen von gebrannter Erde, ohne Ausnahme; ja man findet bei Caylus*) ſogar ägyptiſche Arbeiten für etruriſche ausgegeben, und eben dieſer ſonſt verdiente Alterthumsforſcher tadelt einen Pater Pancratius, der von ſicilianiſchen Alterthümern ſchrieb, und ein bei Girgenti ausgegrabenes Gefäß von gebrannter Erde für griechiſch und nicht für etruriſch hielt**).

Dieſe alten ſchädlichen Vorurtheile, die immer neue Irrthümer hervortrieben, beſchnitt Winckelmann ſo zu ſagen an ihren Lebenswurzeln dadurch, daß er nachwies, die mehrerwähnten, bis dahin für etruriſch gehaltenen bemahlten Gefäße in gebrannter Erde ſeien nicht zu bezweifelnde Arbeiten der in Italien angeſiedelten Griechen. Ebenfalls muthmaßte er, daß auch die plaſtiſchen Werke vom ſogenannten etruriſchen Geſchmack, oder wenigſtens einige derſelben, alt-griechiſche Monumente ſein könnten***). Wenn er hierüber nicht bis zur klaren vollkommnen Erkenntniß gelangte, ſo geſchah ſolches, wie wir nicht zweifeln

*) Tom. II. pl. XIV. et XV.
**) Tom. II. p. 54.
***) Monum. ined. Tratt. prelim. p. XXXIV. et seq.

dürfen, aus der zufälligen Ursache, weil ihm zur Zeit seiner reifern Bildung keine günstige Gelegenheit sich darbot, zahlreiche Sammlungen echt etruriſcher Arbeiten, wie z. B. gegenwärtig die florentiniſche Galerie eine aufweiſen kann, mit gehöriger Muße zu durchforſchen.

Wahr iſt es freilich, daß durch die ſeither angeſtellten genauern Beobachtungen der alte Wahn von einſtmaliger Blüthe der etruriſchen Kunſt und ihrer weiten Ausbreitung immer mehr eingeſchränkt, hingegen den Griechen ihre frühern Denkmale wieder zugeeignet worden ſind. Aber man muß ebenfalls geſtehen, dieſer Gewinn ſei bloß mit dem uns von Winckelmann nachgelaſſenen Capital erworben; denn was thaten ſeine Nachfolger anders, als in ſeine Fußtapfen treten, und was er begonnen, etwas vorwärts rücken?

Die ſchönen in Griechenland und ſpäter zu Rom entſtandenen Monumente betrachtete Winckelmann zuerſt unter kunſthiſtoriſchen Beziehungen, nach Kennzeichen des verſchiedenen Geſchmacks und Arbeit der verſchiedenen Zeiten. Wir behaupten zwar keineswegs, daß ſolches jedesmal mit unverbeſſerlichem Erfolge geſchehen; doch zeigte er, und zeigte zuerſt, wie die Antiken, nach offenbaren Merkmalen, in einer ſteigenden und ſinkenden, von dem Geſchmack, dem Stil und der Arbeit geregelten Folge zu ordnen ſind; auf welchem Wege allein die in ſchriftlichen Nachrichten ſo

mangelhaft auf uns gekommene Geschichte der alten Kunst nicht nur vollständiger, sondern auch — und dieses dürfte der wesentlichste Nutzen und Vorzug derselben sein — gleichsam lebendig in den Monumenten selbst dargestellt werden kann.

Solche unschätzbare Erweiterungen erhielt die Kunde der alten Denkmale durch unsers Winckelmanns Bemühungen. Lies't man indessen seine Schriften mit prüfender Aufmerksamkeit, so mag ohne Zweifel jede derselben, auch die letzten sogar, in manchen einzelnen Puncten zu Erinnerungen Gelegenheit geben, und zwar von Seiten des artistischen weder minder noch mehr gegründeten, als von Seiten des literarischen Theils gegen dieselben gemacht worden sind. Allein es wäre unbillige Strenge, sie auf diese Weise richten zu wollen. Ernste, auf's Allgemeine gehende Betrachtungen über Winckelmanns Hauptwerk, die Geschichte der Kunst des Alterthums, müssen vielmehr jeden Gerechtdenkenden von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ein Mensch allein eine solche große, nicht vorbereitete Unternehmung, in wenigen Jahren, für den Gelehrten sowohl als für den Kunstkenner durchaus fleckenlos sollte vollenden können. Wäre demnach jemand, der, was Winckelmann gethan, nur für Anfänge halten wollte, so widersprechen wir demselben nicht geradezu; aber wir sagen, es sind große Grundlagen, welche unbeweglich feste stehen, und behaupten überdem laut, in den größten wichtigsten Puncten, welche die Kunde

der ſchönen alten Denkmale fördern können, mag man Winckelmannen keck vertrauen, denn er hat, mehr als kein anderer im Geiſt mit den Alten verwandt, immer das Rechte geahnet, wenn auch nicht allemal deutlich ausgeſprochen, und obwohl Widerſacher gegen ihn aufgetreten ſind, hat man ſich dennoch genöthigt geſehen, ſeinen Lehren zu folgen.

Zum Beſchluß wollen wir noch einige Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Alterthumskunde werfen, doch nur in dem artiſtiſchen Sinne, in welchem wir bisher Winckelmanns Bemühungen und Verdienſte um dieſelbe betrachtet haben.

In Hinſicht auf beſſere Kenntniß der alten Monumente, zu nähern kunſtgeſchichtlichen Beſtimmungen, ſind im Allgemeinen keine bedeutenden Schritte bisher geſchehen. Noch werden die Werke des ägyptiſchen Geſchmacks in drei Claſſen, nämlich in echt ägyptiſche, und ferner in griechiſche und römiſche Nachahmungen des ägyptiſchen Geſchmacks abgetheilt; die Kennzeichen aber der frühern und ſpätern Werke jener erſten Claſſe ſind noch immer nicht erforſcht.

Beinahe ſtillſchweigend bequemte man ſich, die Denkmale der uralten ſteifen, ſonſt für etruriſch gehaltenen Manier als alt-griechiſche Kunſtwerke zu betrachten; allein der Ruhm dieſer beſſern Erkenntniß darf Winckelmanns Nachfolgern nicht ſehr hoch angerechnet werden, weil, wie wir oben gezeigt, durch das Hinüberweiſen der bemahlten Gefäße in gebrannter

Erde zu den griechiſchen Monumenten, ein ſolches Vorrücken, man möchte wohl ſagen, unvermeidlich geworden war.

Bedenken wir endlich noch, was zur beſſern Kunde der ſchönen griechiſchen und römiſchen Kunſtdenkmale geſchehen oder unternommen worden, ſo findet ſich, daß auch hierin ſeit Winckelmanns Zeit überhaupt keine beträchtlichen Vorſchritte gethan worden ſind. Zwar haben die ſtimmeführenden gelehrten Forſcher die Darſtellungen einiger alten Monumente, mit achtungswerthen Kenntniſſen ihrer Art, gut und wahrſcheinlicher ausgelegt; aber da, wo das Urtheil aus innern Gründen hervorgehen ſoll, wo Kunſtwerth, Zeitgeſchmack und Stil zu erkennen, zu würdigen waren, leiſteten ſie wenig Nutzbares; ja bei genauer Rechnung dürfte die Summe des Verdunkelten vielleicht nicht geringer, als die des Aufgeklärten ausfallen. Viel zu oft ließ man ſich von unſichern äußern Kennzeichen oder von zufälligen Ähnlichkeiten der Monumente zu Trugſchlüſſen und Sünden wider den Geiſt der Kunſt verleiten, der doch vor allem andern erwogen und geehrt werden ſollte. Denn wo ließe ſich mit mehrerer Sicherheit ein Maßſtab zu Beurtheilung der Kunſtwerke finden, als in der Kunſt ſelbſt? Hieraus folgt aber keineswegs, daß andere Merkzeichen als ſolche, die aus dem Inneren, Geiſtigen alter Kunſtdenkmale abgeleitet werden, ohne weitere Bedingung verwerflich ſeien. Kein Verſtändiger wird

Nachrichten, von welcher Art sie sein mögen, oder Bemerkungen, die dem Stoff gelten, oder andere Umstände, welche Licht und Leitung gewähren können, verschmähen; er wird vielmehr jeden Nebenumstand in Erwägung ziehen, prüfen und vorsichtig benutzen, aber den höher begründeten Ansichten auch jedesmal den höhern und entscheidenden Werth zugestehen.

Der große Vorzug, den Winckelmann als Alterthumsforscher über seine Vorgänger, Zeitgenossen und berühmtesten Nachfolger behauptet, die Ursache warum, ungeachtet einseitiger Anfechtungen, seine Schriften ernstmeinenden Freunden des Alterthums immer noch vor andern nutzbar und werth geblieben sind, besteht in dem Zusammenwirken gelehrter Kenntnisse mit lauterm Kunstsinn: Eigenschaften, die sich in solchem Maße sonst nie vereint gefunden, und zugleich Eigenschaften, die keinem Alterthumsforscher zu erlassen sein dürften, welcher mit glücklichem Erfolg auf der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzuschreiten gedenkt. Ein geübter Geschmack allein wird, ohne hinlängliche Bekanntschaft mit der alten Literatur, nicht überall ausreichen, noch weniger sind bloß gelehrte Kenntnisse zulänglich, wenn sie nicht durch richtigen Geschmack unterstützt und von der Fähigkeit begleitet sind, den Geist der Alten, den höhern poetischen Gehalt ihrer vorzüglichsten Kunstgebilde aufzufassen. Hätte Mengs literarische Kenntnisse besessen und minder ängstlich die Formen verehrt, wahrscheinlich würde

mehr Harmonie zwiſchen ſeinen frühern und ſpätern Meinungen, über die berühmteſten antiken Statuen, zu bemerken ſein, oder deutlicher geſagt, er würde, was er unter Winckelmanns Einfluß gut und richtig begriffen zu haben ſchien, durch ſpätere Äußerungen nicht aufheben. Hätten die ſeit Winckelmann aufgetretenen gelehrten Forſcher einer an den alten Monumenten geſchärften Unterſcheidungsgabe der Verſchiedenheiten des Stils, der Arbeit und des Geſchmacks nicht gar zu oft ermangelt, hätten ſie ſich vom Stoff oder vom Wort weniger beſtechen laſſen, ſo würde mancher den Gang der antiquariſchen Wiſſenſchaften aufhaltende Irrthum entweder unterblieben ſein, oder doch weniger Theilnehmer und Verbreiter gefunden haben.

III.

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe Winckelmanns ergänzen vortrefflich das Bild, das man ſich von dem großen und liebenswürdigen Menſchen aus den früher gedruckten machen konnte. Gewiß werden Ihnen für dieß lange vorenthaltene Geſchenk alle Freunde der Kunſt und einer künſtleriſch betriebenen Gelehrſamkeit danken. Mir gaben dieſe Briefe nach vieler abſtumpfenden Arbeit der letztern Monate einen innigen Genuß, zu welchem ich bald und öfter zurückzukehren wünſche. Dazu wird die von Ihnen vorgehabte Nachweiſung der Zeitfolge aller ſeiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden; weßhalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu ſagen, im Namen vieler Leſer erſuche, die Zugabe ja nicht außer Acht zu laſſen. Erſt ſo wird es recht angenehm werden, den Mann von dem Austritt aus Röthenitz an, auf ſeiner ſchönen Bahn theilnehmend zu begleiten, um ihn durch alle ſeine gelungenen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und das werden zu ſehen, was ihm das Schickſal erlaubte, das über jeden Schritt ſeines Lebens mit ſichtbarer Macht gebot.

Zu bedauern ist es indessen, daß wir nur allzuwenige Data zur Kenntniß seiner ersten Bildung haben. Denn seitdem es den Erziehungskünstlern gelungen ist, dem Genius der Zeit gehorchend, die meisten zur Veredlung und Würde des Geistes führenden Studien zu verseichten, und die besten Kräfte fast allein solchen Wissenschaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Wasser gedeihen, seitdem bleibt für jemand, der hie und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts anderes übrig, als Geschichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hindernissen der Zeit und den innern Schwierigkeiten der Sachen durch angestrengte Kraft das Höchste in dem gewählten Kreise erstrebten. So etwas gab uns vor kurzem über sich selbst der geistvolle Historiker Schlözer, in einer Schrift, die in gewissen Sachen das Handbuch jedes künftigen Gelehrten sein sollte. Auch leben noch etliche andere Männer, von welchen sich einst etwas Ähnliches erwarten läßt, nämlich getreue Darstellung des Ganges ihrer Studien und der Bildungsmittel, wodurch sie sich den Bezauberungen des gewaltigen Genius entrissen und über ihr Zeitalter erhoben.

Wer, der Winckelmann und das Alterthum liebt, wünschte nicht etwas der Art von dessen eigener Hand

geschrieben? Seine Kindheit, das entscheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutschland bei fest bestehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einsichten vieler Lehrer weniger schädlich wurden, wo in den Häusern des mittlern und gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus echte kräftige Charaktere erwachsen; wo das Geschäft, Menschen zu bilden, noch nicht mit Ansprüchen speculativer Wissenschaft erschienen, von manchem gewöhnlichen Handwerksmanne neben der täglichen Arbeit, fast ohne die dunkelste Idee von Kunst trefflich ausgeübt wurde.

Mag jedoch die erste Bildung, die Winckelmann erhielt, mehr darauf gegangen sein, in seiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben: es ist sehr wahrscheinlich bei den leichten Anstalten, die damals die Erziehung machte: und vielleicht nur desto glücklicher für ihn. Denn Seelen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon sagt, gleich dem Golde der Athenischen Burg, bloß sorgsame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An Winckelmanns gelehrten Kenntnissen aber scheint fremde Pflege den geringsten Antheil gehabt zu haben. Der blind gewordene Rector, dessen Führer er wurde, ließ ihn für diesen Dienst in seiner kleinen Bibliothek schalten, woraus er nach dem Antriebe seiner gut-

artigen Laune las, am meiſten alte Sprachen. Er vernachläſſigte darüber, wie man uns berichtet, faſt alle Übungen in der Mutterſprache, d. i. in dem modiſchen Deutſch oder Undeutſch vor A. 1740. So weit war damals noch die Pädagogik zurück, dergleichen Unheil geſchehen zu laſſen; obwohl ſchon einige zu Stendal, vermuthlich die Gelehrten des Orts, die Abneigung des jungen Menſchen ſtrafbar fanden. Bei ihm ſelbſt leſen wir hier die Äußerung, daß er beinahe in allem ſein eigener Lehrer geweſen. Die allgemeinern Vorkenntniſſe in Geſchichte und alten Sprachen mag er bald durch Unterweiſung jüngerer Schüler erweitert und lebendiger gemacht haben; zu welchem vorzüglichen Hülfsmittel der Selbſtbildung ihn glücklicherweiſe ſeine Umſtände nöthigten. Eine kurze Zeit vor den akademiſchen Jahren ging er noch, wie gleichfalls erzählt wird, auf eines der Berliniſchen Gymnaſien, und ſetzte dabei jenen Unterricht fort; doch erwähnt niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden, die ihn mit den claſſiſchen Sprachen und mit alter Literatur vertrauter gemacht, etwa ſolche, wie die fleißigen Verfaſſer der Märkiſchen Sprachlehren waren. Wie es ſcheint, war es nicht der Fall, indem bereits damals ſolche Schulmänner an den meiſten Orten ſeltner wurden.

Eben ſo unbedeutend und von ſchwachem Einfluß auf ſeine Entwicklung muß ſein Halliſches Leben geweſen ſein, beſonders in Anſehung der Kenntniſſe, auf

denen die Unſterblichkeit ſeines Namens beruht. Es muß ein ſeltſam planloſes und zerſtücktes Studiren geweſen ſein, das er hier in's dritte Jahr fortſetzte. In Fridericiana, ſchreibt er dem Grafen Bünau, parum suppetiarum fuit ad manum, Graeca auro cariora. Eigentlich bekannte er ſich nach dem Wunſche ſeiner Angehörigen zum Theologen; allein ſo wenig er ſich den der Armuth behülflichen Anſtalten des Waiſenhauſes näherte, eben ſo ſelten ſcheint er die theologiſchen Hörſäle beſucht zu haben. Nur einen einzigen Gelehrten erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, unter den damaligen hieſigen Lehrern als den ſeinigen. Dieß iſt ein gewiſſer Gottfr. Sellius*), ein ſchon längſt in Deutſchland verſchollener Mann, von mannichfacher und achtungswerther Gelehrſamkeit, der in der Welt, wie in den Wiſſenſchaften, etwas wild umherſchwärmte, und durch mancherlei böſe Gerüchte ging, wozu auch jenes bei Winckelmann gehört; endlich beſchloß er ſeine Laufbahn nach der Mitte des Jahrhunderts zu Paris als franzöſiſcher Schriftſteller und Lohn-Überſetzer. Es hat viele Wahrſcheinlichkeit, daß er derſelbe ſei, den Winckelmann in einem Briefe an Walther**) als einen ihm ganz unbekannten Namen behandelt. Zu Halle, wohin Winckelmann im Jahr 1738 kam, ſtand dieſer Sellius auf ein paar Jahre als Profeſſor der juriſtiſchen und philoſophiſchen

*) S. 70. dieſer Briefe.
**) S. 325. Daßdorf. Samml.

Facultät; vorher hatte er sich in Holland aufgehalten, wo er 1733 die gerühmte Schrift: Historia naturalis teredinis schrieb, worauf er theils weniges Juristisches, theils 1738 eine Experimental-Physik herausgab. Ob er vielleicht in dieser Wissenschaft, oder in welcher sonst er unsern Winckelmann zum Zuhörer hatte, ist unbekannt; aber es hat das Ansehen, als ob der Jüngling nur solche Vorlesungen gehört habe, wo ihn entweder Gelehrsamkeit oder Geist der Untersuchung anzog, gleichviel, auf was für Gegenstände sie gingen. So versichert er von seinem folgenden Aufenthalt zu Jena, daß er sich dort den mathematischen und medicinischen Studien ergeben (zu den letztern hatte er gleich anfangs die meiste Neigung) und dem Jenaischen Hamberger, der als Professor der Physik und Medicin eben in seiner Blüthe stand, vieles verdanke. Noch verdient von Halle nicht vergessen zu werden, daß hier die Ludwigsche Bibliothek, die mehrmals, wie es bei den fleißigen Gelehrten geht, in Unordnung gerieth, Winckelmann ein ganzes halbes Jahr hindurch die erste Gelegenheit gab, sich im Ordnen von Büchern zu üben, wobei er das Vergnügen hatte, aus dem Munde des berühmten Besitzers einige Brocken (principia) von Feudal- und deutschem Staatsrecht zu empfangen.

Kaum sollte man meinen, es könnte jemand nach solchen Studien ein ehrsames Zeugniß von der Universität mitnehmen, sofern dergleichen Papiere auf den

Beſuch von Vorleſungen gehen, um wo möglich ein handwerksmäßiges Studiren unter öffentlichem Anſehen zu begründen. Reif war Winckelmann vollends wohl zu keinem landüblichen Berufe, am wenigſten zu dem ſeinigen, der ihm ſelbſt noch verborgen war. Wahrſcheinlich aber würde er auf keiner andern hohen Schule von Deutſchland für die Elemente ſeiner nachmaligen Lieblingskenntniſſe viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo Gelehrſamkeit und Gründlichkeit im Studiren Ton war, und wo damals, neben andern Lehrern der claſſiſchen Literatur, Chriſt eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Überbleibſeln alter Kunſt bekannt machte, und durch Vortrag beſſer als durch ſeine helldunkeln Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß Winckelmann, als er bei'm Grafen Bünau war, oder zunächſt während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handſchriftlich herumgehenden Heften des Chriſtſchen ſogenannten Collegium litterarium, woraus er manche nutzbare Notiz, ſelbſt über das Techniſche der Kunſtwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geiſt des Alterthums ziehen konnte. Gegen die ſpäter auftretenden Kunſtſchwätzer ſtand aber jener Mann wirklich ſehr hoch; auch bezeigt ihm hie und da Winckelmann ſeine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreiſes, z. B. einem Reiz, der mich oft von ihm unterhielt, warme Liebe und Achtung nach dem Tode (1756) zu Theil wurde.

Wer lange auf einer Univerſität lebte, und das

Getreibe der Wissenschaften mit ansah, oder auch selbst nähern Theil daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen gerathen, wenn er bemerkt, wie selten die vorzüglichsten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewiesen wurden. Winckelmann scheint seiner eigentlichen Bestimmung erst in den acht Jahren, die er theils als Hofmeister, theils als Conrector der Schule zu Seehausen verlebte, um etwas näher getreten zu sein. In der letztern Stelle fing er zuerst ein eifrigeres Studium der Griechen an; so daß er dem Grafen Bünau rühmen konnte, er lege den Sophokles nicht aus der Hand, und habe sein Exemplar mit vielen Bemerkungen und Vorschlägen zur Verbesserung des Textes beschrieben. Hierbei mußten gleichwohl der Lernbegier des gedrückten Schulmanns alle jene Hülfsmittel abgehen, die damals von den Gelehrten in England und Holland für griechische Literatur erschienen, und er sah sich ohne Zweifel auf die Heroen dieser Wissenschaften aus dem 15ten Jahrhundert eingeschränkt. Denn in Deutschland gab es eigentlich kein Studium des Alterthums anders, als in dem gemeinen Dienste von Brot erwerbenden Disciplinen. Glaubte man doch noch viel später nicht, daß solche Kenntnisse als unabhängig und für sich bestehend auftreten könnten; einer der lautesten Stimmführer meinte ganz neuerlich, es würde völlig um sie geschehen sein, wenn sich endlich die moderne Cultur andere Canäle als durch Bibel und Corpus Juris er-

öffnete. So las und erklärte man denn damals die Alten, um ſich beſſer zur Auslegung des göttlichen und des Juſtinianiſchen Wortes vorzubereiten, wiewohl einige hervorſtechende Männer die Sache wenigſtens gründlicher trieben, und ſelbſt im Latein correcter ſchrieben, als in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, ſeit dem Aufkommen der deutſchen Geſchmackslehre (Äſthetik von αἰσθω, ich ſchmecke, wie Meier ableitete) von den meiſten Philologen geſchah.

Winckelmann erlebte die Frankfurter Äſthetik noch in Deutſchland (1750), welcher zwei Jahre ſpäter die erſte Baſedowiſche Ankündigung der Inusitata et optima methodus erudiendae juventutis honestioris nachfolgte. Beide den Alten unbekannte, und noch jetzt nicht weit über unſere Gränzen gekommene Wiſſenſchaften haben ſeitdem in Deutſchland ſo viel Papier gefüllt, und ſo viele Köpfe leer gemacht, daß die Anfänge derſelben wohl ein beiläufiges Andenken verdienen, wenn gleich Winckelmann an keiner von beiden Antheil nahm. Ihm wäre eher zu wünſchen geweſen, daß er den Muth gehabt hätte, wie zwei andere Deutſche um jene Zeit thaten, auf einige Zeit nach Leyden zu wandern, um nach älterer guter Methode die Schönheiten der alten Sprachen kennen zu lernen, die er der Seehäuſer Jugend mit gar nicht allgemeinem Beifall lehrte. Allein das Schickſal zeigte Winckelmann einen andern Weg, auf dem er, unter Gefahr weniger gelehrt zu werden, bald eine Gattung

von Studien neu beleben oder vielmehr ſchaffen ſollte, die von den Beſten vorhin einſeitig, von wenigen ſtillen Kennern mit Geſchmack, von niemand mit dem Inbegriff der dazu nothwendigen Fähigkeiten und Vorkenntniſſe, mit Einſicht in die Kunſt, und mit einem dem Alterthum gleichgeſtimmten Gefühl getrieben wurden.

Die Jahre, welche er ſeit ſeinem dreißigſten in der Nöthenitzer Bibliothek des Grafen Bünau hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit gelehrter Muße. Hier erſt lernte er ohne Zweifel die beſſern Subſidien in Ausgaben und Commentaren kennen, und legte den Grund zu den weitläuftigen Kenntniſſen der Literatur, die man überall bei ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothekar am meiſten auszeichnet, iſt die nüchterne Selbſtſtändigkeit, womit er ſich den Verführungen entzog, denen der Überfluß gelehrter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf ausſetzt. Er wurde hier weder ein Literator, der, ohne ſich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Inſignien der Buchdrucker und andere typographiſche Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß aufladet, und darüber die Denkwürdigkeiten der Literatur verſäumt, kurz ein lebendiger Bücher-Katalog, noch ein aufgedunſener Compilator, der höchſtens in der Alterthumskunde ſich dem kleinen Dienſte widmet, um hie und da ein hiſtoriſches Datum in's Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien für einen das Ganze umfaſſenden Schriftſteller zu be-

reiten. Winckelmann ſcheint ſeinen ſubalternen Bibliothekdienſt, außerdem daß er ihm das Fortkommen in der Welt erleichterte, zur Einſammlung weniger und gediegener, übrigens gar nicht pedantiſch einſeitiger Kenntniſſe genutzt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der ihn aus dem Schulſtaube gezogen, machte ihm dabei ſolche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für deſſen Reichsgeſchichte, für deutſches Staatsrecht ꝛc. aus Büchern, deren Titel ihm kaum des Behaltens werth ſein konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufsarbeiten übrig ließen, muß er ſich nicht bloß vielerlei Auszüge zu eigenem künftigen Gebrauch gemacht, ſondern auch einige der großen Schriftſteller Griechenlands im Zuſammenhange geleſen haben. Zu dem erſtern Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Akademie der Inſchriften nützlich ſein, in deren Mitte auch Caylus ſeine antiquariſche Laufbahn begann. Überall darf das Verdienſt dieſer gelehrten Geſellſchaft um die fruchtbare und den Bedürfniſſen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um ſo weniger, da deutſche Philologen der letzten Decennien, die den Strom ſolcher Kenntniſſe auch zu den Weltleuten leiteten und weniger tief machten, das Muſter der Franzoſen mehr als irgend eines andern Volks befolgten. Winckelmanns wohlgeordnete Lectüre zeigte ſich demnach gleich in den erſten Schriften, mit welchen er auftrat; bald nach-

her aber, als er zum Schauen alles deſſen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher literariſchen Kunde aller Zeitalter ſieht man ihn hervortreten und ſich bei den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Neid verdienen! Wenn die meiſten derſelben, wie auch der Graf Caylus, mühſam zuſammentrugen, was zur Erläuterung eines Gegenſtandes diente, fließt Winckelmann aus den öfter beſuchten Quellen alles zu, was zur Sache gehört; ſelten entgeht ihm auf lange Zeit etwas des wirklich Brauchbaren: das Überflüſſige hingegen verſchmäht er und allen Citatenprunk, den der Unbeleſene ſo leicht aus den rückwärts durchmuſterten Büchern (wie Cacus die geſtohlenen Rinder in ſeine Höhle ſchleppte) zur Blendung blöder Augen zuſammenführt. Seine Maxime, nicht zwei Worte zu gebrauchen, wo ſich mit Einem ausreichen ließe, diente ihm auch in dieſer Hinſicht zur Richtſchnur, und gibt allen ſeinen Schriften ein ſchönes Maß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neuern haben.

Bedenke man zunächſt, daß ſeine mehreſten Werke ihm nicht lange unter Händen waren, wie ſchon die Menge verräth, die er in 13 Jahren herausgab, und daß er oft im Jahre der Wegſendung einer Handſchrift weit gelehrter war als ſein Buch, manchmal gar vor dem Abdrucke, der ſich meiſtens unangenehm verzögerte, ohne ihm doch Zuſätze und Verbeſſerungen zu geſtatten. Nicht jeder möchte unter dieſen Um-

ſtänden gern geſchrieben haben. Was würde er, der beſonders zur Aufklärung der Zeitgenoſſen jenſeits der Alpen arbeitete, in ſpätern Jahren gethan haben, wenn eine auf die Nachwelt ganz gerichtete, ſorgſam glättende Kritik dem Aufſchwunge der Begeiſterung nicht mehr Eintrag thun konnte, zumal wenn er die Hülfe einer mit allen neu erſchienenen Forſchungen über das literariſche Alterthum verſehenen Bibliothek gehabt hätte. Denn gerade dieſe günſtigere Lage war es ja, was manchem Gegner Winckelmanns die Feder in die Hand gab. Die beſten unter ihnen hätte ſich Winckelmann zu Herbeiſchaffung tüchtigen Stoffes für die Geſchichte der Kunſt wünſchen mögen; ſo aber bearbeitete er darin einen Boden, worauf er ſo wenige Vorgänger hatte, daß eine kältere Überlegung vor einer ſolchen Arbeit erſchrocken wäre. Denn welche Maſſe einzelner kleiner Data müſſen wohl durchforſcht beiſammen ſein, um in dieſem Theile von Geſchichte etwas Vollendetes hervorzubringen! Allein ſchwerlich gedachte er ſelbſt ein Werk zu verfaſſen, deſſen Werth in durchgängiger Fehlerloſigkeit aller hiſtoriſchen Angaben beſtände, wenn er auch manchmal den Mund etwas voll nimmt: es gibt eine Menge fleckenloſer Bücher, in denen juſt ſo viel Gutes iſt, als ein Compilator wieder ausziehen mag; und treffend iſt auch bei jener Art von Werken, was Longin von den poetiſchen ſagt, daß ein hoher Geiſt, der mitunter nicht geringe Fehler begeht, den Vorzug vor

dem geiſtloſen Fleiß verdiene, der jeden Irrthum verhütet.

Allerdings fordern die Geſetze geſchichtlicher Unterſuchungen, ſo wie die philologiſche Kritik, die Baſis derſelben, eine ſeltene Miſchung von Geiſteskälte und kleinlicher unruhiger Sorge um hundert an ſich geringfügige Dinge, mit einem alles beſeelenden, das Einzelne verſchlingenden Feuer und einer Gabe der Divination, die dem Ungeweihten ein Ärgerniß iſt. Unſerm Winckelmann, man muß es geſtehen, fehlte jenes gemeinere Talent, oder es kam vielmehr bei dem Mangel vollſtändiger Vorbereitung zu ſeiner Kunſtgeſchichte nicht recht zur Thätigkeit, indem er bald nach ſeinem Eintritt in Italien ſich in dem Meere von Schönheit verlor, das den verwandten Sinn, ohne irgend einen Blick auf die Geſchichte, ganz hinzunehmen vermag. Jetzt fing er an, den Gelehrten, deſſen Kenntniſſe bloße Notizen ſind, als Schriftgelehrten zu verachten, und ſich nicht einmal um die hiſtoriſchen Hülfsmittel zu bekümmern, die das Ausland darbot. Man hat hierin einen undeutſchen Stolz erkannt, und ich werde ihn deßhalb nicht eben loben. Aber ſehr verzeihlich dünkt mich dieſe Denkart bei einem Manne, der viele mit Hülfsmitteln beſſer ausgerüſtete Archäologen, theils unter Kleinigkeiten und Schutt, in Diptychen und Sandſteinen wühlen ſah, theils ſolche, die ſich gern zu Forſchungen über die edlern Denkmäler erhoben hätten, von dem Anſchauen derſelben ausgeſchloſſen,

ihres Zwecks verfehlen, und ſich in das Philoſophiren über Gegenſtände, die man nicht genug kannte, zurückziehen. Denn ſo halfen ſich damals einige beſſere Köpfe außer Italien, während andre bloß Nachrichten von Kunſtwerken ſammelten, wie jemand deren über Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſammeln kann, der niemals einen der großen Schriftſteller aus langer kunſtgerechter Betrachtung, ſondern aus fremden Erzählungen, höchſtens aus untreuen Überſetzungen kennen lernte, oder wie man über den Stil eines Cicero, Livius, Tacitus ein Breites reden kann, ohne ein Bild davon in ſich ſelbſt, oder den vollen Geiſt in ſein eigenes Weſen aufgenommen zu haben.

Indem Winckelmann dieſes that, war es ihm möglich ſich zu dem zu erheben, was die Blume aller geſchichtlichen Forſchung iſt, zu den großen und allgemeinen Anſichten des Ganzen und zu der tiefſinnig aufgefaßten Unterſcheidung der Fortgänge in der Kunſt und der verſchiedenen Stile, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieſes Hauptverdienſt Winckelmanns maße ich mir keine entſcheidende Stimme an, da mir meine bisherige Lage den Weg zu dem Innern dieſes Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, verſchloß. Nur von Winckelmann als Gelehrten wollte ich einiges ſagen, worauf mich die Leſung dieſer Briefe führte. Mehr jedoch hierüber in das Einzelne zu gehen, iſt meine Abſicht nicht; ſonſt würde ich, neben einigen

wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus trefflicher Sprach- und Sachkenntniß geschöpfter Erklärungen und Kritiken als Muster aufstellen. Auch ist es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß selbst aufgab, während er fremde Beiträge gleichgültig entbehrte; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollständige Wortregister über die griechischen Tragiker anlegte; daß er ausdrücklich einer Sammlung Conjectanea in Graecorum auctt. et monumenta, als von ihm angefangen, gedenkt. Allein dann mißkannte er offenbar seinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorsatz faßte, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gewiß mochte er den Weltweisen, der ihn früher zu dem Idealischen in allen seinen Studien begeistert hatte, anders lesen als Nachbar Fischer mit seinem Möris, Thomas Magister und allen übrigen Magistern, die das attische und gemeine Griechisch bei ihm unterschieden. Gleichwohl scheint es nicht, als ob ein Commentar von Winckelmann über Platon, in philologischer Hinsicht, beider Namen würdig genug hätte ausfallen können. Doch die ganze Idee mochte ihm in Rom von leichterer Ausführung dünken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gelehrtesten Kenner des Griechischen nannte. Der Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der

Sprache und geſunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder gar Valckenaer, die um dieſelbe Zeit, wo jener ein paar Stücke des Äſchylus und Sophokles herausgab, über den Euripides arbeiteten, iſt er eigentlich nur ein lobenswerther Anfänger. Kaum konnte er von ſolchen Schätzen alterthümlicher Gelehrſamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

Winckelmann hatte einmal, ſeitdem er die Alten genauer zu ſtudiren begann, ſein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunſt und Künſtler mehr oder weniger bezüglich iſt; er hatte ſelbſt hierin lange nicht alles erſchöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es ſich nicht aus, ſondern an ihnen lernen läßt — ihren Geiſt. Mit dieſem Geiſt ſchrieb er alles, vornehmlich die Geſchichte der Kunſt; dieſer zeigte ſich auch in den Unvollkommenheiten des Werks; die meiſten Fehler ſind, möchte man ſagen, von der Art, wie ſie gerade ein Grieche vor der Alexandriniſchen Periode, d. i. vor der Ausartung des griechiſchen Genius hätte begehen können, und an deren Verbeſſerung ſich die nachherigen Grammatiker in den Muſeen müßig üben mochten. Indeſſen wer ſollte nicht wünſchen, daß den Winckelmanniſchen Schriften ein Gleiches von Sprachgelehrten und Geſchichtforſchern widerführe, daß ſich

ſogar mehrere verbänden, jede Abweichung von der ſtrengſten Wahrheit ohne Leidenſchaft anzuzeigen, wenn Winckelmann bald etwas anderes aus Stellen der Alten entwickelt, als ſie enthalten, bald ſonſt den Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun ſcheint. Auch verdiente beigetragen zu werden, was ſich aus der Münzkunde, der er den wenigſten Fleiß widmete, zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur Beſtätigung ſeiner Ideen ergibt. Es ſollte überall geſchehen, was Winckelmann ſelbſt, in Verbindung mit Leſſing, in den Jahren des ruhigen Überblicks ſeiner Laufbahn hätte thun können, um ſeine Grundſätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derſelben genauer abzuwägen, und da, wo er wie ein Seher ſo viele größere und kleinere Erſcheinungen in Einen Blick aufnimmt, als Deuter und Dolmetſcher ihm nachzugehen.

Oft habe ich mich mit einem Gedanken getragen, den ich beifügen will. Sollte nicht endlich der Wunſch einer vollſtändigen Sammlung der Schriften Winckelmanns unter dem Volke rege werden, das ihm ſo vielen Nationalruhm bei den Ausländern verdankt? Und wäre es dann nicht rathſam und der Wiſſenſchaft förderlich, ſowohl das, was andere bereits gegen ſeine Behauptungen mit Grund erinnert haben, als was eine tiefer eingehende Prüfung jeder Schrift an die Hand gäbe, in Supplementen hinzuzuthun? Geſchähe dieß in Verbindung mit echten Freunden und

Kennern der Kunſt, ſo wäre jede Forderung begnügt, und es würde dann deutlich werden, wie ſich das durch ihn Gewonnene gegen das, was etwa abzuziehen oder umzuprägen wäre, verhielte.

Möge das in dieſem Bande dem Publicum Vorgelegte hiezu Veranlaſſung, Luſt und Muth geben!

Philipp Hackert.

Der

Durchlauchtigſten Fürſtin und Frauen

Maria Paulowna

Großfürſtin von Rußland

Erbprinzeſſin

von Sachſen-Weimar und Eiſenach

Kaiſerlichen Hoheit.

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günſtige Sterne. Dieſe höchſten Perſonen erfreuen ſich an dem Talent eines vorzüglichen Künſtlers, beſchäftigen, begünſtigen ihn und gründen ſein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiſerlichen Hoheit Namen dieſer Lebensdarſtellung vorzuſetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchſtdieſelben mit gleicher Geſinnung die Werke ſo wie die Kenntniſſe verdienter Künſtler ſchätzen, und ſie auf mannichfaltige Weiſe aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der ſchönen Künſte, wozu Ew. Kaiſerlichen Hoheit neben ſo vielen andern Gaben die herrlichſten Talente ver-

liehen ſind. Wie beglückt muß ich mich ſchätzen, daß die Zeit mich aufſparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner ſolcher Vorzüge zu ſein, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die ſich Höchſtihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer ſich in tiefſter Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Weimar, den 16. Febr. 1811.

unterthänigſter Diener

J. W. v. Goethe.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Porträtmahler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, mahlte unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet, und sollte deßhalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Mahlerei in Verbindung stand, oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm in's Gedächtniß

oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Mahlen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde, im verjüngten Maßstabe, in Öl copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, so mahlte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein; weßwegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch: denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmahlerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Öl- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern

bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Copien von guten Gemählden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und

Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekannschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen, und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben bei'm Mahlen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Philipp Hackert theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit; und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er, auf die verbindlichste Weise, die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondre Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweiten, durch den Director Oesterreich und den Handelsmann Gozkowsky, eine Sammlung anschaffte, und sonst auch mit Gemählden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt

und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemahlte Landschaften copirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie eben so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließend der Landschaftsmahlerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Hackerten für diese Gattung, und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Claude Le Lorrain, Swanefeld, Moucheron, Berghem, Asselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel in's Publicum zerstreut wurden, und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmahler nicht günstigen Gegend, zu

zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Le Sueurs verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall, und nicht bloß auf prekäre Nachsicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen 500 französische Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten, und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranstaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Philipp Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlich-

keit fortzusetzen. Er hatte auf der Mahlerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt; wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler, und was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet, und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde; sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende canonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten

fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddick mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Totleben mit einem Corps Russen und Österreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemählden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig mahlerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu sein: denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegs-

zeiten und auf Rechnung eines unſichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorſicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen ſollen. Doch fand er bald darauf wenigſtens eine andere Reiſe zu machen Gelegenheit.

Erſter Ausflug.

Herr Sulzer hatte um dieſe Epoche Herrn Spalding, damaligen Propſt in Barth, und auf eben derſelben Reiſe den Baron Olthoff in Stralſund, welchem Gelehrte und Künſtler gleich willkommen waren, beſucht, und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente ſeines jungen Freundes, demſelben die Erlaubniß bewirkt, perſönlich aufwarten zu dürfen.

Philipp Hackert trat alſo im Julius 1762, in Geſellſchaft des Porträtmahlers Mathieu, die Reiſe nach Stralſund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung ſeines Hauſes beſchäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie auf's freundſchaftlichſte aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte ſeine Gegenwart ſeinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus beſſern Geſchmack ein, und decorirte ſelbſt einen großen Saal mit Architekturſtücken und Landſchaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er, als unverheirathet, bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm, und nebst einem jungen Spalding, die drei Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannichfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte Philipp Hackert zugleich, zum Zeitvertreibe, sechs kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: De la manière de graver à l'eau forte, et au burin; und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gyps gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reis'te Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, mahlte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin, und

ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier, in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemahlt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide, und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinett in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, B. A. Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reis'ten beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht ent-

ſprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unausgeſetzt conträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von ſechs Wochen an Englands Küſte zu landen, wo ſie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzuſetzen.

Dieſe zufällig längere Seereiſe hatte indeſſen auf Hackerts Talent einen ſehr wohlthätigen Einfluß; denn da ſie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verſchiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückſtadt auf der Stoer lange auf günſtigen Wind warten mußten, ſo zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenſtände, Seeſtücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem ſeinigen am nächſten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matroſen, wie ſie ſich ruhend, oder in mannichfaltigen Verrichtungen darſtellten; und ſomit erweckte dieſer Zufall in ihm zuerſt den Geſchmack an Seeſtücken, den er nachmals mit dem glücklichſten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im Auguſt 1765 langte Philipp Hackert mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieſer kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Hallé; wobei er jedoch immer unter Hackerts

Aufſicht blieb, indem er fortfuhr, bei demſelben zu wohnen.

Der bekannte Kupferſtecher Wille hatte beide mit ſich auf's Land genommen, um daſelbſt gemeinſchaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen armſeligen Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obſtbäumchen ängſtlich auf ein Quartblatt zuſammenzuſtoppeln, konnte Philipp Hackert, deſſen Auge und Hand an große Gegenſtände gewöhnt war, wenig behagen; deßwegen er lieber in ſeiner Art, wenn ſich auch nur eine einzelne ſchöne Baumpartie, ein bedeutender Felſen zeigte, dieſe ſogleich zum Gegenſtand wählte, um ſich in ſeiner Kunſt fortwährend zu ſtärken.

Sobald er in Paris durch ſeine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er ſeinen Bruder, Johann Gottlieb, der ſich eben dieſer Art von Landſchaftsmahlerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er ſelbſt in Geſellſchaft der Herren Perignon und Grimm eine Reiſe zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Abſicht, bei jeder ſchönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die intereſſanteſten Ausſichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumſtände des Baron Olthoff hatten ſich indeſſen ſehr verfinſtert. Er war zu Betreibung der noch rückſtändigen, von ihm während des ſiebenjährigen Krieges, gemeinſchaftlich mit dem

Kammerrath Gieſe, für die ſchwediſche Armee gemachten Geldvorſchüſſe nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, ſo wurde er eines beträchtlichen Theils ſeiner Forderungen für verluſtig erklärt, und ſo war ihm die fernere Unterſtützung ſeines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienſt für deſſen Unterhalt ſorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntſchaft mit den vornehmſten Künſtlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunſt des Biſchofs von Mans aus der Familie des Fürſten von Monaco Grimaldi. Dieſer ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landſitz Ivri kommen, um die ſchönſten Ausſichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu mahlen; welche Arbeit ihm ſehr gut gezahlt wurde, während deſſen zugleich ſein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verſchiedener Staffeleigemählde, nach den von Philipp Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn anſehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern ſchon zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Exiſtenz ſicherten, zu deren wachſender Verbeſſerung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indeſſen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landſchaften

gekommen, und dieſe Art Mahlerei gefiel ſo durchgängig, daß jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemählden und Handzeichnungen verziert begehrte. Beſonders hatte Herr Boucher, erſter Mahler des Königs Ludwig XV., eine ganz entſchiedene Vorliebe für dieſe Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemählde als ganz allerliebſte Producte der Kunſt in allen Geſellſchaften und hatte ſelbſt in ſeinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert ſahen, wie leicht es ſei, von dieſem leidenſchaftlichen allgemeinen Geſchmacke des Pariſer Publicums durch ihre Talente klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten ſich daher ſogleich Gouache-Farben, und nachdem ſie einige kleine Stücke in dieſer Manier gemahlt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieſer die neue Arbeit mit ſo viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für ſich kaufen wollte; ſie aber vertauſchten ſolche lieber gegen einige ſeiner Zeichnungen, und ſo wurden auch dieſe kleinen Landſchaften im Cabinette ihres geneigten Freundes aufgeſtellt.

Dieſe Gemählde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntſchaft der beiden Künſtler in Paris ſo ſehr, daß ſie unausgeſetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Beſtellungen, als ſie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten ſie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Geſellſchaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und von da in die Picardie,

um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Vernetischen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Öl in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug Philipp Hackert zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemählde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermuthlich aus Eifersucht, heimlicherweise das Bild der Tempête mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honorirt; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war Philipp Hackert so glücklich seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1768 die ihm gleichfalls

vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisd'or bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiedererſatz dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Überbleibsel des Alterthums zu beschauen, über Marseille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im December 1768 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besehen hatten, setzten sie ihre Studien, sowohl in der französischen Akademie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Papst Clemens des XIII. Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu benutzen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergel und des vom französischen Hofe pensionirten Mahlers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und so weiter, um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im Allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft mahlten sie einige kleine Landschaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein

ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Anhöhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Mahlerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um, nebst andern Studien, die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu mahlen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Her-

zensluſt die prächtigſten Gegenſtände der Natur in Öl-, Leim- und Waſſerfarben auf mannichfaltige Weiſe nachzubilden.

Philipp Hackert mahlte unter andern daſelbſt den berühmten Waſſerfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieſelbe Stunde beſchäftigt war.

Im October machten ſie beide in Geſellſchaft des Raths Reiffenſtein, eine Fußreiſe nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem ſie manche ſchöne Ausſicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Paleſtrina nach Tivoli zurück. Dieſe kleine vergnügte Reiſe machten ſie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Eſel ihre Porteſeuilles und Wäſche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künſtler überhaupt iſt, den Gegenſtand ſeines Werks nach der Natur ſelbſt zu ſtudiren, ſo wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigſten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte ſolche ſolide Studien der Landſchaft, ſeit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachläſſigt, weil man nicht einſah, daß dieſer Weg eben ſo gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich penſionirten

Mahler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur skizzirt, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemählde, ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann mahlte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem paar kleinen Gouache-Gemählden, drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen, damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo wieder hergestellt und zu einer jedem Reconvalescenten heilsamen Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der mahle-

rischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannichfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemählden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig; und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten, durch seinen Freund Cirillo, besonders mittelst der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner

Monarchin, Katharina der Zweiten, den Befehl erhalten, zwei Gemählde verfertigen zu laſſen, die ſo genau als möglich jene von den Ruſſen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5ten Julius bei Tſchesme erfochtene Seeſchlacht, und ferner die zwei Tage ſpäter erfolgte Verbrennung der türkiſchen Flotte vorſtellen ſollten.

Hackert übernahm dieſe Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieſer ganz eigenen Darſtellung weſentlich nöthigen Details auf das genaueſte mittheilte. Dieſe jedoch, ſo wie man ſie ihm anfangs gab, waren auf keine Weiſe hinlänglich, daß der Künſtler danach ein lebhaftes, und der verlangten Wahrheit durchaus entſprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es ſich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil ſeiner Flotte in das Mittelländiſche Meer und nach Livorno kam. Um dieſe erwünſchte Gelegenheit, von welcher Philipp Hackert den vollſtändigſten Unterricht ſich verſprechen durfte, zu benutzen, reiſ'te er ſogleich dahin; fand aber eben ſo wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentiſche Darſtellung der Attacke und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künſtler durch einzelne Perſonen mitgetheilt wurde, ward ſogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne ſelber, deren jeder

im großen Feuer, jeder im Mittelpunct des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen sein wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das einzige, was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commenthur des Maltheserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als Philipp Hackert gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi, zwei theils geometrisch aufgerissene, theils in's Perspectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweier, sechs Gemählde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste: die am 5ten Julius 1770 von der in Linie geordneten russischen Flotte gemachte Attacke auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem russischen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7ten Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende russische Flotte, wie sie, bei'm Anbruch des Tags, von Tschesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemählden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Plane vorgeschlagen, und diese durch einen Courier nach Petersburg zur Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, so wie Philipp Hackert schon vorher unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno, von der Kaiserin

100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünctliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemählde aufgesetzt, und der Preis für jedes derselben auf 375 römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12,000 Gulden belief.

Das erste Gemählde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beide Vice-Admiral-Schiffe brannten, und die Schlacht im heftigsten entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam; so versäumte Philipp Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht, und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemählde, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemählde, sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeofficieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemählde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen, vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der See-Officiere, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich auch dieses Hinderniß auf eine ganz eigene grandiose Weise

zu heben, und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit, durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden russischen Fregatte, dem Künstler zu geben, wenn er sich anheischig machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemählde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu sowohl von seinem eigenen Hofe, als auch vom Großherzog von Toscana, erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mais gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen, in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert; zuverlässig das theuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule,

breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch, und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über der Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs, nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemählde von der Verbrennung der Flotte, zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte, während derselben, sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen für's Postgeld bezahlt wurde. Ferner mahlte er für die russische Monarchin sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein, von einer russischen

Escadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daſelbſt erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der ruſſiſchen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte einen Seevorfall in Ägypten; das ſechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tſchesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemählde ſind in Peterhof in einem eigens dazu beſtimmten großen Saal aufgeſtellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Porträt Peters des Großen, als des Stifters der ruſſiſchen Seemacht, und ſodann das Portrait von Katharina der Zweiten ſich befindet, unter deren Regierung die ruſſiſche Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb ſich durch dieſe Arbeit nebſt einem anſehnlichen Gewinn, einen eben ſo frühzeitigen als ſoliden Ruhm, der ſich durch das Aufſehen, welches das ſonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte koſtbare Modell verurſachte, mit ungemeiner Geſchwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältniſſe.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen von Engländern beſtellten Arbeiten ſelbſt nach London; und als dieſe im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausſtellung, allgemein be-

kannt wurden, vermehrte ſich der Ruf des Künſtlers und das Verlangen nach ſeinen Arbeiten. Allein ſeine Geſundheit ward in dieſem Lande immer ſchwächer, ſo daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er ſich ſolche wieder herzuſtellen begeben hatte, noch ehe er volle neun und zwanzig Jahre zurück gelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundſchaft, für ſeine Beerdigung, und die ſchon damals berühmte deutſche Künſtlerin, Angelica Kauffmann, die Güte für die Überſendung ſeines nachgelaſſenen Beſitzes und ſeiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieſer frühzeitige Tod war allerdings ein Verluſt für die Kunſt. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieſes jungen Künſtlers, und wer ſie ſah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn ſeinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite geſetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieſes geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen ſo ſchmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende deſſelben Jahrs eine Reiſe nach Neapel unternahm, um ſich an veränderten Gegenſtänden und Geſellſchaften von ſeiner Trauer zu erholen. Daſelbſt hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verſchiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geſchehenen Ausbruch des Veſuvs, zu verfertigen, welche er nach ſeiner

Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemählden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreis'te, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmahlerei gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeister einer Akademie, im 32sten Jahre seines Alters starb. Karl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Öl und häufiger noch in Gouache gemahlt. Er etablirte sich nachmals 1778 in Genf, und als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte Philipp Hackert, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von

Kaiſer Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft ſtehenden Waſſer errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt iſt, zu beſehen. Von da aus zogen ſie über das mahleriſch ſchöne Land von Sora, Iſola di Sora, Caſamaro u. ſ. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine ſolche Tour nach Civita Caſtellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correſe und andern Gegenden um Rom, ſo daß beinahe im Umkreis von 60 italiäniſchen Meilen um dieſe Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Ausſicht war, die der Künſtler nicht gezeichnet und für ſeine Studienſammlung benutzt hätte. Eben ſo verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Apenniniſchen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf dieſem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Ceſena, dem Geburtsort Pius des Sechsten, und verfertigte ſodann nach derſelben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Ölgemählde zu großer Zufriedenheit des Papſtes.

Pius VI.

Als Philipp Hackert demſelben das Bild vorſtellte, wurde er ſehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toscaner, präſentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papſt geführt.

Dieſer fand ſich ſehr geſchmeichelt und wünſchte, daß es in Kupfer geſtochen würde. Philipp Hackert erwiderte, daß es auch ſein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Ausſicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papſt fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig ſein könnten. Philipp Hackert antwortete: „Es wird ſchwer halten in einem Jahre. Außerdem, ſo hat mein Bruder, der noch jung iſt und erſt anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferſtich-Druckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“ Der Papſt ſchenkte dem Philipp Hackert für das Bild eine maſſiv goldne Doſe, worauf die erſte Medaille war, die er während ſeiner Regierung hatte ſchlagen laſſen, nebſt ſechs Stück großen goldenen Medaillen, und ſagte: „Wenn ihr was nöthig habt, ſo kommt gerade zu uns: ihr findet alle Protection.“ Dabei klopfte er ihm beide Backen ſehr freundlich, und ſagte: „Mein Sohn, ich will euch ſehr wohl.“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine ſehr gute Freundin von Philipp Hackert. Dieſe Dame, die viel Geiſt, Beleſenheit und ſoliden Verſtand beſaß, hatte alle Abende eine kleine, aber ſehr intereſſante Geſell-

ſchaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künſtler fanden ſich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntſchaft in Frascati zuerſt gemacht bei Don Paul Borgheſe, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo ſie die Villegiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Mahlerei, hatte Geſchmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verſchiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papſtes verheirathet wurde, an den Duca di Nemi Braſchi, wurde die Bekanntſchaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, ſo brachte ſie durch Vermächtniß die ganze Meliniſche Erbſchaft in das Haus Falconieri. Sie war Beſitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die ſchönſte Ausſicht von Rom iſt, und alle Fremden, die eine Idee von dieſer Stadt behalten wollen, beſuchen dieſen Hügel. Philipp Hackert fiel es ein, die Ausſicht von dort zu mahlen, weil ſie ein Bild macht, und alle intereſſanten Monumente deutlich zu ſehen ſind, und ſodann ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen; welches auch geſchah. Er bat ſich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil ſie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villegiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte ſie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Meſſe in einer

Capelle durch Stiftung ihrer Voreltern leſen mußte, Befehl, dem Philipp Hackert die ganze Villa nebſt allem, was er nöthig hätte, mit Ausſchluß der Wäſche, die er ſich verbat, zu übergeben.

Mit dieſer Bequemlichkeit mahlte er in Gouache die Ausſicht von Rom, und brachte ſeine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn beſuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufſicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligſte Menſch, den man ſich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Beleſenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert ſtach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte daſſelbe für 150 Zechinen. Es iſt noch in der Sammlung dieſes Hauſes in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri ſchon längſt verlangt hatte, dieſelbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, theils weil der Papſt, noch als Prälat, öfters bei ihr geweſen und ſogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben ſoll, theils weil ihre Tochter an ſeinen Neffen, den Duca Braſchi, verheirathet war; auch Philipp Hackert, der lange in Rom gelebt, und viel mit der römiſchen Nobleſſe Umgang hatte, den römiſchen Stil ſehr genau kannte: ſo ließ er durch ſeinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu

empfangen. Der Papſt war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den ſie im Staate geſtiftet hätten. „Wir ſind, ſagte er, von allem genau unterrichtet, was ihr für unſern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferſtichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte; ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt beſſer Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Baſel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieſelbe Induſtrie, ſo würde der Staat glücklich ſein. Ihr zeichnet euch beſonders unter den fremden Künſtlern aus. Andre ſuchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weiſe die armen Römer, und gehen davon; ihr hingegen ſuchet, ohne Anſehen der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künſtler Copien bei Fremden anzubringen.“ — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und ſchenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Stil gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieſes war ſein Neffe, jetzt Cardinal Braſchi, der nahe am Papſt auf dem Vatican logirte; deßgleichen dem Cardinal Segretario di Stato, welches Pallavicini war, den Philipp Hackert ſchon längſt kannte. Der Cardinal empfing

beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob sie zur allein seligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten. Der Cardinal sagte: „Das ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt sein müssen.“ Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei. Der Cardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es Philipp Hackert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Se. Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Secte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert sein, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion

verändert, ein Abscheu ist, und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch." Da Philipp Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Philipp Hackert, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig sei, denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon

ſprechen würden; aber der Cardinal beſtand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und verſichern, daß der Cardinal es nicht böſe gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, ſagte der C—e: „Der Cardinal hat den erſten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweiten, der noch dümmer iſt. Ich ſoll euch um Verzeihung bitten, daß er mit euch von Religionsſachen geſprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß ihr nie davon ſprechen möget.“ Der ſchnurrige Abt, der dieſes ſo recht auf gut neapolitaniſch ſagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Philipp Hackert antwortete und bat, Sr. Eminenz ſeinen Reſpect zu vermelden und zu verſichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon ſprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, ſo lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Philipp Hackert den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des erſten Miniſters gehört; er ging alſo zum Cardinal und bat ihn darum. Dieſer war ſo höflich und ſagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, ſo werden Sie die Erlaubniß bereit finden.“ Es geſchah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war auch geſprächig und angenehm; an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entſchlief dieſer Cardinal ſelig

im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden, und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und mahlte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte,

fand vorzügliche Luſt am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf ſeine Seeſtücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte ſich Philipp Hackert zu einer Reiſe nach Sicilien, auf gemeinſchaftliche Koſten; welche ſie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieſer Reiſe können wir eine genauere Rechenſchaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines ſehr gebildeten Mannes, in engliſcher Sprache geſchrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchſtrich und davon manche genaue Beſchreibung lieferte, nicht weniger über ſittliche, polizeiliche und andere Gegenſtände bedeutende Betrachtungen anſtellte.

Tagebuch
einer
Reiſe nach Sicilien
von
Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlaſſen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reiſe durch Sicilien zu machen, und im Vorbeigehen Päſtum und die Liparischen Inſeln zu beſuchen. Sobald man den Neapolitaniſchen Hafen verlaſſen hat, öffnet ſich die herrlichſte Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt ſich ſtufenweiſe über das Geſtade, indem der Berg Veſuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Iſchia, Procida beſchäftigen das Auge bis zum Cap Miſeno, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Paläſten, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine ſolche Verſammlung von Gegenſtänden, wie ſie nie geſehen wird. Wir genoſſen

dieſen Augenblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter ſehr ſchön, und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perlton, der Claude Lorrains Gemählde ſo ſehr auszeichnet und dieſem köſtlichen Klima ganz eigen iſt, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr 30 (engliſche) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, ſchienen Farben und Formen in die Atmoſphäre zu ſinken, ſie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog, und alles in Finſterniß hinterließ. Während der Nacht ſchliefen wir in der Feluke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Päſtum. Wir nahmen ſogleich Pferde, dieſe ehrwürdigen Denkmäler zu beſuchen.

Päſtum.

Den 13ten April.

Die erſte Anſicht derſelben iſt äußerſt überraſchend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten ſind, ſtehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und ſchönen Thales, umgeben von romantiſchen Hügeln, welche mit blühenden Büſchen und immergrünen Eichen bedeckt ſind. Einer derſelben iſt der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachſen, deren Virgil im dritten Buche ſeiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen Asilo
Romanum est: Oestron Graji vertere vocantes.)

Er heißt nun Monte Poſtiglione und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Wäldern beſetzt, die während des Sommers, durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architektur von Päſtum iſt die alte doriſche, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus einer Art poröſer Steinmaſſe verfertigt, wie die vom Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn ſie ſchon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet, und mit der größten Genauigkeit zuſammengeſetzt, und zwar auf die Weiſe wie die trefflichſten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe iſt ein weißliches Gelb, das hie und da in's Graublaue ſpielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er iſt mit Moos und Kräutern bewachſen, und nicht von Rauch geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt, wie die

Ruinen zu Rom. Daher die Tinten ſehr harmoniſch, angenehm und mahleriſch in's Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieſer Tempel in der Nähe, ſo erſcheinen ſie roh, maſſiv und ſchwer; aber in der gehörigen Entfernung geſehen, iſt die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erſcheint dann als eine künſtliche Nachläſſigkeit, und das Schwerfällige verwandelt ſich in eine gerechte und edle Feſtigkeit.

Außer den drei Tempeln ſind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Überbleibſel der Stadtmauern zu ſehen. Innerhalb derſelben iſt der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerſtörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieſer alten Stadt abnehmen können. Beſonders merkwürdig ſind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er ſtand zwiſchen dem großen Tempel, den einige für eine Baſilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen doriſchen Form; nur ſind die Säulen nach korinthiſcher Ordnung cannelirt, d. h. zwiſchen den Vertiefungen abgeflächt. Auch ſind die Capitäle von derſelben Ordnung, nur ſehr roh und einfach. Das Geſims iſt doriſch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Päſtum. Zwiſchen den Triglyphen ſind Basreliefe, deren Zeichnung ſehr rein und zierlich geweſen zu ſein ſcheint; aber ſie ſind ſo

zerfreſſen und verſtümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun iſt die Frage: ob dieſer Tempel gebaut worden, ehe die korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem ſie ſchon wieder im Abnehmen geweſen. Ich bin aus mancherlei Urſachen geneigt, das erſte zu glauben; denn die korinthiſche Ordnung zeigt ſich an keinem Monumente vor den Zeiten Auguſts vollkommen, und ſcheint erſt zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl ſei durch einen korinthiſchen Architekten erfunden worden, indem er eine Akanthſtaude geſehen, die um einen Blumenkorb her gewachſen, ſo verdient ſie wenig Aufmerkſamkeit. Die erſten Anfänge der korinthiſchen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Perſepolis. Sie wurden wahrſcheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber die ſtolzen Griechen wollten ſich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Päſtum muß lange in einem Zuſtand von Verfall geweſen ſein, ehe die korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geſchweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort ſchon verlaſſen und ungeſund zu ſeiner Zeit geweſen ſei, und die Geſchichtſchreiber der römiſchen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner ſind die Gebäude der ſpätern römiſchen Zeiten, als die Architektur ſchon verdorben

war, in einem ganz verschiedenen Stil von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, daß Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen sein. Die Überbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig: denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt; man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt, und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient, und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu

haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des versteinernden Stroms, 500 Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Rosengärten nicht unwerth, von welchen die römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

Porto Palinuro.

Den 15ten April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Überbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Felucke zurück und fuhren während der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Äneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wozwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle

Weise begränzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feigheit Neapolitanischer Seeleute aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sicilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besondrer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln, Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen, und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten, und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich ver-

theilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Osero, im Adriatischen Meere, ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen sein mögen, zu äußern, würde unnütz sein, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als in Ordnung gewesen sein, welche immer wechselsweise auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 23sten April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22sten um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Ätna erschien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar, wegen

der Dichtheit der untern Atmoſphäre. Man ſagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Palinuro ſehen könne, welches bei unſerm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Inſel Stromboli iſt ein coniſcher Berg, der aus der See aufſteigt und ganz aus vulcaniſcher Materie beſteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordweſt-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loſer Aſche beſteht. Der übrige Theil des Berges iſt reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher ſehr geſchätzt wird. Bei Nacht ſah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter ſehr ſchön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entſteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöſe aber dauert zu allen Zeiten fort, ſehr ſtark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erſtiegen und den Krater unterſucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welcher verbietet mit den Einwohnern Gemeinſchaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Luft fühlten, ſo ſegelten wir noch die Nacht auf Lipari zu, und kamen Morgens früh daſelbſt an.

Lipari.

Den 24sten April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und mahlerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr mahlerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit

Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dieſes war ſonſt der Krater des Vulcans, und da das Ganze mit poröſen Felſen umgeben iſt, ſo bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Waſſer keinen ſichtbaren Abzug haben.

Von dem höchſten Puncte dieſer Felſen ſieht man die ſämmtlichen Liparischen Inſeln, ſo wie die Küſten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beſchauer liegt Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Aſche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es ſcheint daher, daß dieſe Inſel ſpäter entſtanden iſt als die andern, welche aus derſelben Materie beſtehen; doch die Zeit hat Aſche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar iſt und dem Weinbau ganz beſonders günſtig.

Fazello nimmt an, es ſei dieſe Inſel zwiſchen dem zweiten und dritten puniſchen Krieg entſtanden, unter dem Conſulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dieß von einer mißverſtandenen Stelle des Oroſius her, welcher auf Volcanello anſpielt. Volcano hingegen wird ſchon vom Thucydides erwähnt, als ſeiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Ariſtoteles, der einer großen Eruption dieſer Inſel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Aſche gedeckt habe. Ehemals hieß ſie Thermiſſa und Hiera, und die Poeten ſetzten dahin die Schmiede des Vulcan.

Strabo ſagt, ſie habe zu ſeiner Zeit an drei Orten gebrannt; gegenwärtig brennt ſie nur an einem, und zwar ſehr wenig. In dem Laufe von einigen tauſend Jahren mag ſie, bei der langſamen Verwitterung vulcaniſcher Materien, wohl ſo wie die übrigen fruchtbar werden: denn dieſe müſſen ſich ſeit Ciceros Zeit ſehr gebeſſert haben, der den Boden derſelben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano ſind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari iſt ſeit den Zeiten des Strabo erloſchen; die warmen Bäder daſelbſt aber ſind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, ſehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet ſich ein ſchwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforſcher isländiſchen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieſer Inſeln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt ſind, möglich die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszuſagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Äolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meiſten ausgeſetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnſitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beſtändige Getös dieſes Berges und ſchreibt es den raſenden Winden zu, welche darin eingekerkert ſind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I, 579) gibt noch eine genauere Beſchreibung:

Aequore Trinacrio, refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas,
Nec scopulus, aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Inſel Lipari den Beinamen der Äoliſchen gibt, habe die Höhle des Äolus dahin geſetzt; aber Plinius und Strabo ſprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle ſelbſt zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beſchreibung des Flaccus iſt noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beſchreibt, von allen andern Inſeln getrennt iſt, Lipari hingegen umringt von ihnen. Übrigens waren ſie alle dem Äolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller zählten nur ſieben dieſer Inſeln; gegenwärtig aber ſind ihrer zehn. Entweder ſind nun die drei kleinen Felſen, welche die Überzahl machen, in ſpäterer Zeit, durch die unterirdiſchen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt ſie nicht für merkwürdig genug ſie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, ſchliefen wir auf unſerer Felucke und ſegelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25sten April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die Montetorischen Berge, sonst die Heräischen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begränzt wird. Die Citadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu sein.

Tindaro.

Den 26sten April.

Indem wir nun, an der Küste hin, den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr 20 Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Überbleibsel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu sein, und ein großer Theil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man

ſagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man dieſe Nachgrabungen fortſetzen, ſo würde man wahrſcheinlich noch manches finden, da dieſe Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerſchrockenheit eines ihrer Bürger ſie vor der Raubſucht des Verres bewahrte, welcher die meiſten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber ſeine Thiere fütterte, unterhielten ſich meine Reiſegefährten mit Zeichnen, wozu ſie keine beſondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Feſtung ähnlich geſehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überraſcht, welcher ſich ſelbſt mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns ſämmtlich vor ihm zu erſcheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küſte abgezeichnet hätten, den er eine Feſtung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, ſeine Zeichnung geendigt hatte, ging derſelbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgeſetzt hatten. Er ſagte ihm,

wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reis'ten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er sei aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sei ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sei unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche, und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vicekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Proceß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sei. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereis't habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die Heräischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Cap. 84) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen

und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Üppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannichfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittel-

bar über Aqua Dolce erhebt ſich ein hoher Berg, auf deſſen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig iſt. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, iſt eine weite Höhle, welche aus denſelben Materien beſteht, wie die oben bei'm Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuſcheln und Tuffſand vermiſcht findet. So ſind auch die Knochenverſteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden ſich, wie mir die Landleute ſagen, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 100 Yards hinein, wo ſie ſo wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unſer Führer verſicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drei Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Feſtung Tuſa nach Lufinali, einem elenden Wirthshauſe, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag ſpeiſ'ten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und ſchliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V. ſchrieb, ſpricht von Ruinen, die noch zu ſeiner Zeit von Alaſa und Cephalödis ſollen vorhanden

geweſen ſein; allein ich konnte nichts davon ſehen, noch auch vernehmen. Die letztere iſt nun eine anſehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen ſteilen Berge, auf deſſen Gipfel die Citadelle ſich befindet, die, wenn ſie beſeſtigt wäre, nicht wohl einzunehmen ſein würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden immer ſehr gebraucht; aber es gibt keine Reſte mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilſamen Wirkungen dieſer Bäder werden dem heiligen Calogero zugeſchrieben, welcher ein Arzt war, und den guten Verſtand hatte, ſich für einen Heiligen anſtatt für einen Zauberer halten zu laſſen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geiſtreicher waren im Erfinden derſelben, dichteten, daß die Nymphen dieſe Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf ſeinem Zug durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV. Cap. 23.) Himera ſtand auf der andern Seite des Fluſſes gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichſten Städten Siciliens: als es aber durch die Carthager, 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, ſo befahl Hannibal, ſie völlig zu zerſtören, um den Tod ſeines Großvaters

zu rächen, der hier geſchlagen und getödtet ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthagos verſammelte Scipio die zerſtreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä, und gab ihnen die Statuen und andere ſolche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter dieſen waren zwei köſtliche Kunſtwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine ſtellte den aus dieſer Stadt gebürtigen Poeten Steſichorus vor; das andere, ein allegoriſches Bildniß der Stadt ſelbſt.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo ſind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Luſtſchloß, La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es iſt von der ſeltſamſten Bauart, die ich jemals ſah, und ſowohl in- als auswendig mit den ungereimteſten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten ſind in derſelben Art, und es möchte wohl ſchwer ſein, ſich die Vorſtellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil iſt aus einer rauhen Steinart gehauen, einige ſind von Gyps, andere von Marmor. Es ſind deren viele Hunderte, und ſie würden ſich immer vermehren, wenn nicht des

Fürſten Verwandte die Regierung vermocht hätten, ſein Vermögen unter Obſorge zu nehmen, damit er ſich nicht völlig durch dieſe abſurde Liebhaberei zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1ſten Mai.

Die Lage von Palermo iſt ſehr ſchön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von ſteilen Gebirgen. Die Straßen ſind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt; aber die Architektur iſt außerordentlich ſchlecht. Der Geſchmack des Prinzen Palagonia ſcheint in der ganzen Stadt zu herrſchen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unſers hieſigen Aufenthaltes, außerordentlich höflich; ſie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der römiſche und neapolitaniſche Adel annimmt; ſondern ſie ſcheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde ſind gewiß, hier eine aufmerkſame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligſte Weiſe. Denn die Lebensart der Einwohner iſt bequem und höflich. Sie haben ihre Converſationen oder Aſſemblées wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart ſind. Eine ſolche Geſellſchaft findet ſich im Palaſt des Vicekönigs alle Abende, außer Donnerſtags und

Freitags, wo man nur ſeine nächſten Bekannten annimmt. Ehe ſie die Aſſembléen beſuchen, fahren ſie auf dem Kai hin und wieder, wie die Römer im Corſo. Während des Sommers wird der ganze Abend auf dieſe Weiſe zugebracht. Man findet Muſik, Erfriſchungen u. ſ. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz ſonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöſcht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrſcheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier ſo wunderlich ſein, von ihren Frauen eine ſtrenge Treue zu erwarten, ſo würden ſie ſich wahrſcheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen iſt zu warm, als daß ſie der Gelegenheit widerſtehen ſollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen ſind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen ſo liebenswürdig ſind. Sie heirathen ſehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, ſich den brennenden Sonnenſtrahlen auszuſetzen, ſind ſchön genug. Ihre Manieren ſind nicht äußerſt fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzoſen verderbt, wodurch die Italiäner von Stande ſo lächerlich werden, und wovon unſere eigenen Landsleute nicht völlig frei ſind.

Während des Maimonats haben ſie eine Meſſe auf der Piazza del Domo, die einen ſonderbaren An-

blick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen, bei einem so lebhaften Volk wie die Sicilianer sind, nicht werde versäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände gibt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pellegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung hetrurischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen sein, sind von den Vätern, vor ihrer Aufhebung, hinweggeschafft worden.

Des Vicekönigs Palast ist ein altes unregel-

mäßiges Gebäude, aufgeführt zu verſchiedenen Zeiten. Die Capelle ſcheint unter den griechiſchen Kaiſern erbaut: denn ſie iſt in- und auswendig mit einer barbariſchen Moſaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche ſich von dieſen Fürſten herſchreiben. In der Galerie befinden ſich die Bildniſſe aller Könige von Sicilien, ſeit Roger dem Erſten, vom normanniſchen Geſchlecht. So findet man daſelbſt auch zwei Widder von Erz, liegend vorgeſtellt; man hat ſie von Syracus hieher gebracht, ſie ſind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gearbeitet. Es iſt zum Erſtaunen, welch ein Anſehen von Würde und Größe der Künſtler einem ſo geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie ſind mit jener kühnen Meiſterſchaft ausgeführt, die den beſten Zeiten Griechenlands eigen iſt. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, ſcheinbar vernachläſſigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Überhaupt ſind dieſe Erzbilder den beſten andern Kunſtwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz geſehen habe, gleich zu ſetzen und unter die wenigen echten Werke zu rechnen, welche von den beſten griechiſchen Künſtlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch iſt der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello ſagt, Georgius Maniaces, General des Kaiſers Conſtantin Monomachus, habe ſie auf die Thore der

Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seien von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 5ten Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr 30 Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten, und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser zu sein: denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen in

einem halbgothiſchen Stil vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derſelben Steinart. Dieſer enthält den Körper Wilhelms des Erſten, Königs von Sicilien. Dieſer Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und ſcheint zu beweiſen, daß die Römer einen großen Theil deſſen, den ſie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er ſei ſämmtlich aus Africa gekommen. Die Form und Bearbeitung dieſer Säulen jedoch zeigt, daß ſie gefertigt worden, nachdem die Saracenen dieſen Theil des römiſchen Reichs an ſich geriſſen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein ſo barbariſches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Egeſta.

Den 6ten Mai.

Zu Alcamo kehrten wir im Schloſſe ein, und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Egeſta oder Segeſta zu ſehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man ſich, ſo erſtaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel ſteht und von hohen Bergen umgeben iſt. Er hat ſechs Säulen in der Fronte, und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollſtändigem Geſims. Die Bauart iſt die alte doriſche, aber das Gebäude ſcheint nie fertig geworden zu ſein:

denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmesser, da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Gesims konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte, und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet ohne Mörtel, und wie alle griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Überbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön: denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Egesta, oder wie sie die Römer nennen, Segesta, war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Interea Aeneas urbem designat aratro
Sortiturque domos: hoc, Ilium, et haec loca, Trojae
Esse jubet.

Äneas benannte ſie zu Ehren ſeines Wirthes Aceſtes, und die kleinen Waſſer, die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segeſtaner ſelbſt nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte ſich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerſtört. Als die Römer Meiſter von Sicilien wurden, ſtellten ſie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinſamen Urſprung, und begünſtigten ſie mit mancherlei Privilegien; doch ſcheint ſie niemals wieder zu beſonderm Glanze gelangt zu ſein; denn die noch übrigen Gebäude ſchreiben ſich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, ſind aber völlig vernachläſſigt.

Nachdem wir den Tag in Egeſta zugebracht, kamen wir den 6ten Mai zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reſte mehr zu ſehen ſind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarſchaft von Trapani, ſo nahmen wir den graden Weg auf Caſtel veterano, und von da am ſelbigen Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in

einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung, außerhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größeste war, nach Herodot, dem Zeus Agoraios gewidmet, und nach Pausanias, dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Base und sechs am Capitäl, und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist zwölf Fuß zehn Zoll in's Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet

worden zu ſein, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt ſind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrſcheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Dieſe ſind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, ſieben Fuß hoch und fünfe breit iſt. Der nächſte Tempel iſt von derſelben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur ſechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel iſt größer als der zweite, aber kleiner als der erſte, und wahrſcheinlich der älteſte von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer, und die Capitäle von einer andern Geſtalt ſind. Er hat, wie die meiſten Tempel dieſer Art, ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr ſieben Fuß ſechs Zoll an der Baſe und ungefähr fünf Fuß ſechs Zoll am Capitäl; die Höhe etwa vier Diameter. In allen drei Tempeln hat jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten doriſchen Tempel. Einige hundert Yards nach Weſten lag der alte Hafen, der nun mit Sand verſchüttet iſt; aber die Ruinen des Kais ſind noch ſichtbar. Zunächſt an dem Ufer ſtand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchſtücken verſchiedener Gebäude beſtehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See ſind die Reſte von drei

andern Tempeln in demſelben Zuſtande wie die ſchon beſchriebenen. Zwei derſelben ſind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinſten der obigen gleich. Der dritte hat ſechs Säulen in der Fronte und funfzehn in der Tiefe, und nur ſechzehn Cannelirungen an jeder Säule. Übrigens gleicht er den andern. Sie ſind alle von der alten doriſchen Ordnung, ohne Baſen, und wahrſcheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlſtandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenſer gebaut, ungefähr 640 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, und erhob ſich gar bald zu dem Range der mächtigſten Städte in Sicilien. Doch da ſie in Krieg mit den Egeſtanern verfiel, riefen die letztern ſich die Carthager zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals ſendeten. Die durch Wohlleben und Prachtluſt entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungskunſt gewandt, ertrugen ſie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sklaven verkauft. Die Tempel, die prächtigſten und ſchönſten in Sicilien, wurden niedergeſtürzt, und als die Syracuſaner Geſandte abſchickten, um zu bitten, daß man dieſer Gebäude ſchonen möge, antwortete Hannibal: die Götter, wie er ge-

wiß wiſſe, hätten ſie verlaſſen, und es wäre beſſer, man zerſtöre ſie, als daß man ſie unheiligem Gebrauch ausſetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach ſeiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menſchlichen Unternehmungsgeiſtes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den ägyptiſchen Pyramiden, am ſicherſten auf Dauer berechnet; aber die zerſtörende Ehrſucht eines benachbarten Staats ſtürzte ihn nieder in dem Augenblick ſeiner Vollendung; und doch konnte ihn dieſe Gewaltſamkeit nicht ganz zerſtören: noch jetzt zeugen die Ruinen von ſeiner Größe, wenn von Carthago ſchon längſt jede Spur verſchwunden iſt.

Dieſe unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von ſolchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schickſal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daſein, ungefähr 150 Jahre, bis die Carthager ſie abermals einnahmen und völlig zerſtörten. Strabo meldet, ſie ſei zu ſeiner Zeit völlig verlaſſen geweſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demſelben Zuſtande ſind, wie ſie Hannibal verlaſſen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden ſein. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der ſie übereinanderliegen, vermuthet, ſie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen ſein, und es iſt wirklich ſchwer zu begreifen, wie man ſo viel

Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus, zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach Einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch sein mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den griechischen Zeiten sehr verändert, indem die Wasser eine versteinernde Eigenschaft haben. Virgil sagt: Palmosa Selinus; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt: denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast auffraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu

meſſen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 10ten Mai.

Die heißen und mineraliſchen Bäder ſind noch ſehr im Gebrauch; doch was dieſen Ort von allen Theilen Siciliens her ſehr beſucht macht, iſt ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei der Stadt. Dieß iſt eine natürliche Höhle in dem Felſen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftſtrom dringt, welcher ſehr heilſam in gichtiſchen und rheumatiſchen Fällen gefunden worden. Der Kranke ſitzt ungefähr eine halbe Stunde drinn, und geht dann zu Bette, und wiederholt dieſes jeden Tag bis er geneſen iſt. Die Höhle iſt durch Kunſt ſehr erweitert, und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze verſehen. Sonſt hielt man ſie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern ſchreiben ſolche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß ſie offenbar ſchon manche Jahrhunderte da geweſen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciscaner ſehr freundlich annahmen. Dieſe Stadt liegt ſehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf

dem die Burg Agrigent ſtand. Er beherrſcht eine ſchöne Ausſicht nach Nordweſten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Ölbäumen und andern Gewächſen bepflanzt und mit Ruinen geſchmückt iſt, welche hier in größerer Menge und beſſer erhalten, als irgend andere in ganz Sicilien, gefunden werden. Es ſind Überbleibſel von vierzehn Tempeln, alle von der alten doriſchen Ordnung, nebſt einer großen Menge in den Felſen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erſte, von Oſten anzufangen, iſt der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen ſind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchſchnitt am Boden, und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnſten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Selinus. Das Geſims ſcheint vollkommen daſſelbe wie in andern Tempeln dieſer Ordnung, doch hier ſo verſtümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit meſſen konnte. Die Steine von Girgent ſind nur eine leichte ſandige Verſteinerung, die ſehr bald verwittert; daher laſſen ſich die feineren Theile an keinem dieſer Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Anſicht des Junotempels iſt ſo mahleriſch, als man ſie wünſchen kann. Er liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, zwiſchen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen: denn das Material iſt ſo gering, daß niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demſelben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verſchieden. Ein Theil der Zelle iſt in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Geſimſes ſtehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung ſehr angefreſſen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erſcheint, iſt viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule ſteht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo ſie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Das Geſims war ſo ſehr zerſtört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In dieſem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegſchaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter ſtand der geprieſene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beſchreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend ſind, ſeine ungeheure Größe zu zeigen, worin er ſelbſt die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachſtand. Er hatte acht Halbſäulen in der Fronte und ſiebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte,

welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite St. Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angibt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Sculptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Plane durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Übergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Überwundenen nöthigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand

noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal, ohne ſichtbare Urſache, zuſammenſtürzte.

Von dem Tempel des Vulcan ſind noch zwei verſtümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man ſieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich geweſen. So ſtehen auch noch zwei Halbſäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Äsculap außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln iſt kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beſchriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man ſie gegenwärtig bezeichnet: denn echt und gewiß ſind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Äsculap, die übrigen werden nur nach ſehr zweifelhaften Gewährsmännern alſo genannt.

Zwiſchen der alten Stadt und dem Fluß Hypſa iſt ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es ſteht auf einem Fußgeſtelle, und hat eine ioniſche cannelirte Säule an jeder Ecke: aber das Geſims iſt doriſch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommenſten Zeit der Baukunſt in Sicilien aufgeführt worden; ſo bin ich von der letzten Meinung. Denn es iſt viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden ſich noch einige andere Trümmer aus römiſchen Zeiten, beſonders ein reiches korinthiſches Geſims von weißem Marmor, welches

nun ausgehöhlt zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt sein, an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche für's Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu sein, indem sie in den festen Felsen gehauen sind, und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Übrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einst, nach Syracus, die größte Stadt in Sicilien, und man gibt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte

der freien Menſchen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gaſtfreiheit, deßwegen Empedokles von ihnen ſagte: ſie äßen und tränken, als wenn ſie morgen ſterben ſollten, und bauten, als ob ſie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten puniſchen Kriege ward ſie von den Römern genommen, und hart behandelt, weil ſie die Carthager begünſtigt hatte. Nach der Zerſtörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war ſehr politiſch, indem jenes Kunſtwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grauſamkeit ihrer eigenen Fürſten, der Raubſucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da ſtand. Dieſe Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn ſobald Carthago zerſtört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, ſo ward das ganze Reich durch ihre Conſuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga pauca boûm, grex parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal Sat. 8.

Dieß ſind die Worte eines Dichters, auf deſſen Sittenſchilderung wir uns verlaſſen können.

Diodorus ſpricht von Agrigent, als ſei es zu ſeiner Zeit in Verfall geweſen, und wahrſcheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königin Conſtantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält ſie ungefähr 12,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuſer ſind alle arm und ſchlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbiſchof allein hat ein jährliches Einkommen von 20,000 Pf. Sterling; welches ein immerwährender Verluſt für die Gegend iſt, denn er wohnt niemals hier. Sein Palaſt iſt groß, aber in einem ſchlechten Geſchmack gebaut. Es iſt eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquariſchen und theologiſchen Büchern verſehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet ſich eine Münzſammlung, welche gute ſicilianiſche und puniſche Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sei das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa, und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Stil, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und dieß auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Consuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der

Gaſtfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, ſehr viel ein, welche ſie nachzuahmen trachten, inſofern der Unterſchied der Umſtände es erlauben will; aber ſo liebens- und lobenswerth ihre Abſicht ſein mag, ſo ſind ſie eher dem Fremden unbequem, als daß ſie ihm wahrhaft beiſtänden. Denn Aufmerkſamkeit und Höflichkeit werden beſchwerlich und läſtig, wenn die, welche uns ſolche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntniſſe uns zu unterrichten. Und dieſes iſt nur zu ſehr der Fall der Girgentiner ſowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Weſens macht ſie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, ſo werden ſie roh und zudringlich. Man fühlt ſich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müſſen, welche mit der Abſicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich iſt, ſeine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent iſt fruchtbar an Korn und Ölbäumen; aber alles ſicilianiſche Öl iſt wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchſt ſchlecht. Auch werden daſelbſt vortreffliche Pferde gezogen, deßwegen es auch ſonſt berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia: magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17ten Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Überbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon sichtbar gewesen. Die Geloischen Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten. Aber sie erhielten zur Antwort: Sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären,

hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten Mai.

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehn von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sei. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Gränze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Ökonomie haben mehr beigetragen, Sicilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze

spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europa's Künste und Manufacturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und unabhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich schwach und unfähig waren, einander beizustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuren Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles. Denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Überfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufacturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu

erwerben, als er für hinreichend hält, ſein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beſchließen.

Syracus.

Den 20ſten Mai.

Nun gelangten wir zu der ſonſt ſo berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Inſel Ortygia beſchränkt iſt, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinſte ihrer vier Abtheilungen war, und ſelbſt hier iſt ein großer Theil des Bodens zu Feſtungswerken verwendet, welche ſtark und weitläufig ſind, ja, wenn man betrachtet, daß ſie dem Könige von Neapel gehören, ſehr wohl erhalten. Wir gingen ſogleich, die Quelle Arethuſa zu beſuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgils (Eclog. X, 4.)

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.

iſt nicht erhört worden: denn ſeit dem Erdbeben von 1693 iſt ſie verſumpfet und dient nur zu einem Waſchtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen beſucht, einigermaßen unterſchieden von denen, welche Theokrit und Virgil beſchreiben: es war nichts als eine Geſellſchaft der ſchmutzigſten alten Waſchweiber, die ich jemals geſehen.

Die Kathedralkirche iſt ein alter doriſcher Tempel. Man hält ſie, ohne genugſame Gewährſchaft, für jenen

Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre aber behaupten, die Buchstaben jener Inschrift seien von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art, gibt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forschlustigen, an welchen Sicilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieſer Höhlen iſt eine Alaunſiederei, wodurch ihre natürliche Düſterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das ſchwache Licht des Feuers, die ſchwarzen Geſichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantiſchen Zauberſcene. Was man das Ohr des Dionyſius heißt, iſt eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Puncte zuſammenläuft. Sie geht in den Felſen ungefähr 70 Yards in der Geſtalt eines lateiniſchen S, und hat noch ein ſehr ſtarkes Echo, welches wahrſcheinlich ſehr geſchwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß dieſe Höhle von Dionyſius angelegt ſei, um die Geheimniſſe der Gefangenen zu erfahren, iſt wahrſcheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftſteller etwas davon erwähnt. Indeſſen ſcheint ſie doch vorſätzlich zum Echo angelegt: denn ſie iſt mit mehr Kunſt und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufſtand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Über der Öffnung dieſer Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo ſich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Älian ſagt, daß die ſchönſte dieſer Höhlen nach dem Namen Philoxenos des Poeten genannt worden, der ſein Gedicht von den Cyclopen ſchrieb, während er von Dionyſius hier eingeſperrt war; und ich bin ſogar geneigt, die

vorerwähnte Höhle für die des Philoxenos zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Achradina sind näher an der See, und dienen nunmehr als Gärten eines Capuziner-klosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und mahlerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest. Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Rache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verstümmelte Säulen, welche für Überreste des Tempels, der dem Olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie

von Syracus abgeſchlagen worden, ſich zurückzogen. Die Säulen haben ſechzehn Cannelirungen, und ſind die erſten der doriſchen Ordnung, die ich mit Baſen geſehen habe. Vor kurzem fanden ſich noch dieſe Überreſte viel bedeutender, aber bald wird ſogar ihre Spur verſchwunden ſein, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Dieſe Säulen, nebſt einigen unterirdiſchen Waſſerleitungen und Grabhöhlen, ſind alles, was von der ſo mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einſt ſo außerordentlich ſchön war, daß ſelbſt Marcellus, in dem Laufe ſeiner Siege, ſich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückſelige Herrſchſucht verwünſchen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerſtören. Die reichen Paläſte des Dionyſius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer und Mahlerkunſt, welche ſie zierten, ſind zerſtört und nicht eine Spur derſelben zurückgeblieben. Selbſt die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erſtaunen ſetzte, ſind ſo völlig verſchwunden, daß man auch den Grund derſelben nicht einmal mehr entdecken kann. Lieſ't man die Erzählung von allen dieſen weit ausgedehnten Werken, ſo verwundert man ſich, wie ſie faſt ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannichfaltige Ungemach, welches dieſe Stadt erduldet, wie oft ſie geplündert, verwüſtet und verbrannt worden, ſo muß man ſich vielmehr verwundern,

daß auch nur noch das mindeſte davon übrig iſt. Die Einwohner waren ſo berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Feſtigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feſte des Dionyſius und Hiero überſteigen allen Glauben; aber aller dieſer Reichthum und Herrlichkeit konnte ſie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo ſie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köſtlichen Paläſte der gebildeten und entnervten Griechen in Beſitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus iſt nicht ſo weit als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeſchlacht darin geliefert worden, welche über das Schickſal von Sicilien entſchied. Er iſt nirgends über zwei Meilen breit, ſo daß die Schiffe der alten Athener und Syracuſer jämmerliche Maſchinen müſſen geweſen ſein, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der ſo reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, iſt nun ganz verſchüttet und zerſtört. Dionyſius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsſchiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, ſo wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, ſo läßt ſie ſich nicht wohl beſtimmen, man müßte denn

ſich aus dem Raum, den ſie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo ſagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreiſe gehabt; aber mir ſcheint dieſe Angabe übertrieben. Die Entfernung zwiſchen Ortygia und Epipolä läßt ſich, von den Latomien aus, ganz wohl überſehen, und gewiß war ſie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchſchnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt ſind. Der Umkreis von Syracus mag alſo ungefähr mit dem von Agrigent zuſammentreffen, und ſomit auch die Bevölkerung ungefähr dieſelbe geweſen ſein.

Wir reiſ'ten den 23ſten Mai von Syracus ab, ließen Agoſta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß ſich daſelbſt nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus ſieht man die Überreſte eines alten Gebäudes, welches Marcellus ſoll errichtet haben; aber ich vermuthe, es ſei ein Grabmal geweſen. Die Gegend der Leontiner, ſonſt wegen ihrer Fruchtbarkeit ſo berühmt, iſt gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar, denn die Luft iſt ſehr ſchlecht. An verſchiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von ſelbſt an unbebauten Stellen wächſ't. Er iſt kleiner als der gemeine Weizen, und ſchwerer aus der Hülſe zu bringen; aber ſeine nährenden Eigenſchaften

sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Giaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Ätna angerichtet.

Catania.

Den 23sten Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneser den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich

wegen seines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer, zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erstemal das Vergnügen, einen edlen Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft immer höchst schätzbar sein würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Aussehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im Ganzen herrschte, gab mir den günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Großheit kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gesinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und stößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, welches ſehr reich iſt und für die Studirenden immer offen ſteht. In dem erſten Zimmer befinden ſich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büſten und der Torſo eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu ſein ſcheint, der ſich in dem Muſeum Clementinum zu Rom befindet. Dieſer koſtbare Überreſt iſt vollkommen erhalten und von der vortrefflichſten Sculptur. Über das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majeſtät, welche die Griechen beſonders zu erreichen wußten, wenn ſie den Vater der Götter und Menſchen vorſtellten, omnia supercilio moventem. Es ſind noch andere ſchöne Werke der Sculptur in dem Muſeum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene geſehen hat, ſo kann ſich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, hetruriſchen Vaſen, natürlichen Merkwürdigkeiten, beſonders aber von Münzen. Die ſicilianiſchen ſind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums ſind: denn der Geſchmack und die Ausführung daran iſt ſo vortrefflich, daß ſie ſchon als Werke der Sculptur betrachtet höchſt anziehend ſind.

Des Prinzen Palaſt iſt ein großes unregelmäßiges Gebäude; der ältere Theil deſſelben in barbariſch

ſicilianiſchem Geſchmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürſt ſelbſt gebaut hat, iſt einfach regelmäßig und zierlich. Die Stadt iſt faſt ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuſer in einem ſchlechten Geſchmack und der größte Theil derſelben unvollendet. Die Kirchen ſind alle im Stil der neuen Baukunſt, indem ſie ſeit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerſtört war. Mehrere derſelben, beſonders die Hauptkirche, ſind ſehr reich verziert und mit bunten Steinarten geſchmückt, welche man in die ſeltſamſten Figuren gebracht hat. Es läßt ſich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden ſollte. Das Benedictinerkloſter iſt ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Koſten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Stil. Es iſt nicht geendigt, und wird es wahrſcheinlich niemals werden; denn dieſe Stadt kann ſich, wegen der Nähe des Ätna, keine lange Dauer verſprechen. Die Kirche iſt edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz beſonders iſt, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man ſcheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Faſſade vollendet iſt, dem Palaſt des Prinzen Palagonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem

Kloſter findet ſich eine ſchöne Sammlung hetruriſcher Gefäße, beinahe alle ſo gut als die, welche Prinz Biscari beſitzt, und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß dieſe Waare nicht allein von den Hetruriern verfertigt worden. Übrigens iſt in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer ſtecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforſchungen angeſtellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet ſind, läßt ſich ſchließen, daß das Theater ſehr prächtig geweſen. Eine Baſe, nebſt dem Piedeſtal von einer derſelben, ſteht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie ſind von weißem Marmor, ſehr überladen mit Zierrathen, und ſcheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Beſonderes, denn es ſind bloß Maſſen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektoniſche Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterſcheiden können.

Die Einwohner von Catania ſind, gleich den übrigen Sicilianern, ſehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuſchreiben, aber ohne Grund; denn die griechiſche Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerſtört, bald nachher zwar wieder hergeſtellt, aber auf's neue durch einen Ausbruch des Ätna verwüſtet. Durch den Beiſtand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von

einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wiederholten Zerstörungen, die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deßwegen wächs't sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit,

die in keiner andern ſicilianiſchen Stadt zu finden ſind. Noch kürzlich erbot er ſich einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünſtigt, ſo wäre dieſe Stadt der große Handelsplatz von dieſem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber, wie wenig man es glauben ſollte, fand dieſes Anerbieten dennoch Widerſtand. Indeſſen hat der Prinz das dazu beſtimmte Geld auf die Erbauung einer Waſſerleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewäſſert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umſtändliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich ſah, ſehr viel verſpricht.

Ätna.

Den 27ſten Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigſte in Catania geſehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Ätna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicoloſi, ſteigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch dieſe ſind von dem letzten Lavaſtrom durchbrochen und vielfach zerſtört. Die Sicilianer nennen ſolche Plätze mit einem verdorbenen ſpaniſchen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicoloſi hervor, und die Gegend rings umher iſt noch mit trockner ſchwarzer,

damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen, und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuern Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klimas sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernte, zu Nicolosi befand sich alles in der Maienblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle

näherten, trieben die Bäume das erſte Laub, und die Luft war ſehr kalt und ſchneidend. Wir machten Feuer an in dieſer kleinen Höhle, raſteten bis Mitternacht, und ſtiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Aſche und Lavaſtücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg ſo ſteil, daß wir uns genöthigt fanden, unſere Maulthiere zu verlaſſen, und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar, und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenſtände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrſcht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöſe des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See ſich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterſcheiden an einem rothen düſtern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die ſich hervorwälzten. Das Ganze zuſammen bildet die furchtbarſte Scene, die ich jemals geſehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieſer Seite des Berges; aber die Kälte war ſo ſtreng, daß wir ſie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anſtrengung durch loſe Aſche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deßwegen den Grad der

Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Calabrien und die Liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem, wie auf einer Karte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben, und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten, dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Ätna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von

hier aus, mit einem guten Teleſcop, die Küſte von Afrika und Epirus würde ſehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollondſchen Taſchentubus die Küſte von Apulien zu ſehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugſame Aufmerkſamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaſtröme erkennen, welche doch nichts ſind gegen die Zahl derer, die ſich nicht mehr unterſcheiden laſſen. Der ganze Berg, deſſen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreiſe hat, und, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, 5000 Yards ſenkrechte Höhe, iſt durchaus von Lava aufgeführt. Unterſucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergſtröme ausgewaſchen worden, ſo ſieht man, daß der ganze Berg aus verſchiedenen Lavaſchichten beſteht, die über einander, nach langen Zeiträumen gefloſſen ſind: denn ſie haben zwiſchen ſich Boden von abwechſelnder Dicke, von ſechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwiſchen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeſte iſt und am leichteſten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann; daher ſich denken läßt, was für zahlloſe Zeitalter nöthig geweſen, um dieſe ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müſſen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung iſt, indem ein viel

höherer Gipfel eingestürzt, und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit: denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sei anfangs conischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig ist, so muß alles was über dieser Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Untersatz eines kleineren Berges erscheint, muß ehedem in Einem Aufstieg bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Ätna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltsamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der

Wellen von geſchmolzener Materie, welche ein ſolches Geräuſch machten, daß ſie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines ſtürmiſchen Feuers, welche unten raſeten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun inſoweit unſrer Neugier gewillfahrt, ſtiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derſelben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erſchöpft, anlangten.

Aci Reale.

Den 1ſten Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unſern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unſern Weg wenige Meilen ſeitwärts der Straße, um den berühmten Caſtanienbaum zu ſehen, welcher hundert Pferde ſoll beherbergen können. Es iſt aber kein einzelner Baum, ſondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, ſind alles gekappte Stämme und ſehr verſtümmelt. In Sicilien mögen ſie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum geſehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt iſt, die edlen Eichen von England zu ſehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenſtand. Ich hatte jedoch

bei dieſer Gelegenheit den Troſt, eine der fruchtbarſten und bebauteſten Gegenden der Welt zu ſehen. Nichts kann die angebaute Region des Ätna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Beſonders zeichnen ſich die Seiten aus, welche in der letzten Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Geſundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen ſind dieſe Strecken außerordentlich bevölkert, und viel beſſer als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Ätna rechnet man zu 160,000 Menſchen, welche im Verhältniß größer iſt, als in irgend einem andern Theile der Inſel. Indem ich dieſe Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung beſtätigt, daß er ehmals höher geweſen: denn es läßt ſich eine Senkung, die auf eine weite Strecke ſich verbreitet, und der Rand derſelben noch ſehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2ten Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unſerm Wege koſteten wir das Waſſer des Aſines. Es iſt ein kalter klarer Strom, der von dem Ätna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt

wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Ätna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschichte war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulcanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Überrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Egesta. Der äußere Corridor ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätte dienen sollen. Das Theater von Egesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vor-

zuſtellen und zu hören. Das Tauromeniſche Theater war, wie es ſcheint, ſehr reich verziert, und zu aller Art von Schauſpiel und Gepränge eingerichtet, ſo wie dergleichen zur Zeit der römiſchen Kaiſer gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geſchmack ſchon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verſtümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köſtlichen Bauſteinen umher, mit Capitälen und zerbrochenen Geſimſen einer verdorbenen korinthiſchen Ordnung, welche beweiſen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrſcheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Ausſicht gegen den Berg Ätna und die ganze Küſte von Sicilien, ſogar bis Syracus hin, beherrſcht. Da dieſe Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für ſich allein ſtehen, ſo haben ſie ein ehrwürdiges Anſehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche ſie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, iſt es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechſen geworden.

Außer dem Theater finden ſich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie ſoll geweſen ſein, wie auch Waſſerbehälter, aber keins von dieſen beſonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine malteſiſche Speronara, welche wir zu

Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Meſſina.

Meſſina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, iſt die Anſicht ſehr ſchön und romantiſch: denn die Küſten ſind hoch und felſig, geziert mit Städten und Dörfern, die ſich ſtufenweiſe an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen iſt noch auffallender. Ein ſchöner See eröffnet ſich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuſer bekränzt, welche, obgleich von ſchlechter Bauart, dennoch einen ſehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter ſteigen nun die Heräiſchen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwiſchen Kirchen, Villen und Klöſter zerſtreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht ſich eine ſchmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel geſtaltet; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier ſteht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Feſtung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, ſondern ſie zu beherrſchen erbaut zu ſein ſcheint. Kommt man aber der Stadt näher, ſo verliert dieſe liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenſtand zeigt ein melancholiſches und niedergeſchlagenes Anſehen. Mehrere Häuſer ſind unbewohnt, gar manche fallen ſchon zuſammen; wenige Schiffe findet man im Hafen,

und der Kai, der prächtigſte und ausgedehnteſte in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fiſchern zum Aufenthalt. Alles ſcheint das traurige Geſchick anzudeuten, welches dieſe unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchſten Zuſtand des Reichthums und der Glückſeligkeit zu der niedrigſten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgeſtiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüſterte ſich immer die Anſicht. Die Einwohner ſind arm und zerlumpt, und die Häuſer, die ſonſt der Aufenthalt der Großen und Reichen geweſen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's iſt vielleicht keine glücklicher gelegen als Meſſina. Die Luft iſt mild und geſund, und die Gegend umher ſchön und fruchtbar. Der Hafen iſt weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und ſowohl für den öſtlichen als weſtlichen Handel günſtig gelegen. Dieſe natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verſchiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den normänniſchen, deutſchen und arragoniſchen Königen verliehen worden. Da ſie die erſte war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Inſel von den Sarazenen eroberte, ſo ſcheint ſie ein beſonderes Recht auf Gunſt und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweiſe erhoben ſie ſo manche glückliche Umſtände zu Reichthum und Größe. Meſſina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für dieſe Weltgegend. Wie

aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, ſo wurde den Einwohnern das ſpaniſche Joch zur Laſt, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten ſie ſich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten ſie ſich eine Zeit lang, und gaben ſich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, ſie nach treu und wirkſam geleiſteten Dienſten ſchimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit iſt es der Zweck der ſpaniſchen Staatskunſt geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu laſſen. Der Hafen iſt beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel ſtreng beſchränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens ſchwer beſchatzet. Dieſen traurigen Zuſtand noch auf's äußerſte zu bringen, raffte die Peſt im Jahr 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl ſich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Beſichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts beſonders Merkwürdiges. Die Gebäude ſind alle in dem modernen ſicilianiſchen Stil, und, die Kirchen ausgenommen, droht faſt alles den Einſturz. Die Kathedrale iſt ein ſehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin ſich unter andern ein Manuſcript befindet, die Geſchichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin ſo viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abſchrift davon

beſeſſen; aber ich konnte ſie auf keine Weiſe erhalten. Es ſcheint ſehr meiſterhaft geſchrieben zu ſein, obgleich der Stil eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgeſprochenen Geſinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, ſo fürchterlich in der poetiſchen Beſchreibung, befindet ſich gerade vor dem Hafen von Meſſina. Er iſt niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verſchlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich ſchrecklich geweſen ſein, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, ſehr verächtliche Seeleute. Doch iſt die Beſchreibung deſſelben in der Äneide (III. 420) ſehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem ſtürmiſchſten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch ſieht man keinen Grund zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltſamer geweſen als gegenwärtig. Virgil aber ſchreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforſcher, und zeigt ſich hier nicht hyperboliſcher als in manchen andern Stellen ſeines Werkes.

(Beſchluß des Tagebuchs.)

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes, nach Lausanne und Genf, wo Philipp Hackert seinen Bruder Karl nebst dem berühmten Mahler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Überzeugung beider, der Landschaftsmahler in seinem Elemente lebt.

Philipp Hackert ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Ölgemählde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, mahlte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannichfachsten Studien. Er

mahlte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemahlt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem mahlerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit mahlte er viele Staffeleigemählde, unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemählde für

die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemähldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben bei'm Rath Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Bajä und Caserta, bei ihm zu machen geruhten; so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemählde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Dießmal aber mußte er es beiden, und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitscheff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertschen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine mahlerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, nebst der Campagna Felice, von S. Leocio her genommen, abgebildet werden.

Philipp Hackert kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Philipp Hackert zeichnete. Da nun die Studien in S. Leocio sechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Mahler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sei, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Mahler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Philipp Hackert schon vieles für Katharina die Zweite gemahlt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Bajä und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an Philipp Hackert das Verlangen des Königs; und da der Hof im Mai nach Castel a Mare ging, leitete man die Sache so ein, daß Philipp Hackert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte: der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Philipp Hackert gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr sein mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Philipp Hackert seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Quisisana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. Philipp Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs, und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst

Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemählde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweiten Mal mit vieler Zufriedenheit und sagte: so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchen-Jagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Philipp Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemählde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Philipp Hackert erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a Mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest im Boschetto, Abends mit Illumination

und anderm Erfreulichen gab, ſo ließ er Philipp Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verſchaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, beſonders ſeine Jagden zu ſehen. Gelegentlich ſagte der König zu ihm, daß er wünſche, eine Ausſicht von ſeinem Jagdhauſe zu S. Leocio zu haben, und fügte hinzu: er wiſſe wohl, daß dieſes keine mahleriſche Gegend ſei; allein da dieſer Ort ihm ſtets gefallen, und er in ſeiner Jugend viele Tage daſelbſt zugebracht habe, ſo würde es ihm lieb ſein, davon ein gutes Bild zu ſehen. Philipp Hackert machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten (denn die Ernte iſt hier ſpäter als in Caſerta, wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und ſah zu; da er denn ſo viel Vergnügen fand, daß er für ſich und ſein Gefolge gemeine Jägerſtühle kommen ließ, ſich zu dem Künſtler ſetzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er ſich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geſchmack in den Umriſſen freute, fragte er mit vieler Beſcheidenheit: ob im Vordergrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebſt verſchiedenen Knabenſpielen, die im Lande üblich ſind, angebracht werden könnten. Philipp Hackert antwortete, daß es ſehr ſchicklich ſei, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun Philipp Hackert zeichnete, ſprach der König verſchiedenes. Unter andern ſagte er mit einem

großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt, wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies."

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten Gouachen waren sehr mahlerisch: Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a Mare zu verfertigen mit seinen Galeotten. Er mußte deßhalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seeleute verfertigt sein. Zu Anfang Septembers sendete Philipp Hackert die vier Gouache-Gemählde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Posilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta, und brachte dem König das große Ölgemählde von Castel a Mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und Philipp Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemählde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemahlt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte

und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Philipp Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemahlt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph der Zweite kam nach Neapel und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte Philipp Hackert, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit; der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; Philipp Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemählde bestellt für einen runden Saal al Fusaro, welche die vier Jahreszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr mahlerisch ausfällt. Der König lud Joseph den Zweiten nach al Fusaro ein; Philipp Hackert mußte

mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Philipp Hackert sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat euch zu uns geschickt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir euch zu danken.“ Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

Philipp Hackert blieb in Neapel bis Anfang Juni, und da Graf Rasumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte, so mußte Philipp Hackert versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahreszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Philipp Hackert und sah mahlen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leocio, gegen Pic di monte Alisa zu, mit dem Volturno; der Sommer zu S. Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano, mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier

Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie finden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Philipp Hackert bedauerte den Verlust dieser Gemählde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieser. Zu diesem Bilde gehörten viel Studien, sowohl der Personen, als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Porträt auf diesem Bilde haben, und saß dem Künstler ein- und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte

noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemahlt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab Philipp Hackert ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta, großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Philipp Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß Philipp Hackert zuletzt deutlich erklärte: wenn ihm Ihro Majestät nicht 100 neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Philipp Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im

Studium des Künſtlers. Der König ſagte ihm: erwarte euch auf dem Palaſte um 6 Uhr; ich will euch nochmals vor eurer Abreiſe ſpre Philipp Hackert kam; der König war ſehr gnädi ſchenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebſt 6 Faſane andern Dingen. Die Königin ſah den Künſtl folgenden Tag um 12 Uhr, ſchenkte ihm ein Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit vie lichen Ausdrücken, und er mußte hoch und verſprechen, im October wieder in Caſerta zu ſe

---

Anſtellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich u beſtimmte Zeit zurück, und alles ging ſeinen Gang. Im Jahre 1786 ſprach der König mit P Hackert, daß er ihn und ſeinen Bruder Georg eng wolle, und ſie in Neapel bleiben ſollten. Dieſe wurde ſehr weitläufig durch den Ritter Gatt den General Acton betrieben. Nachdem alles war, ſtellte Philipp Hackert die Conditionen fi und ſeinen Bruder, und ſagte den Inhalt ſel den König. Dieſer wies ihn wieder an den G Acton, der es im Rath vorſtellen ſollte. Dieß im März, und Acton ſchrieb ein Billet, da König die Conditionen approbirt habe. Am En Aprils erhielten die Brüder erſt die Depeſche v Finanzſecretarie, wo die Penſion ſollte gehoben n

Die Brüder reiſ'ten nach Rom, und machten Anſtalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geſchah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palaſt Francavilla in der Chiaja.

Nun iſt es gewöhnlich, daß die Kammermahler, wenn ſie in königliche Dienſte treten, einen Eid ablegen müſſen; da Philipp Hackert aber ſchon beinahe vier Jahre dem Könige als Mahler gedient hatte, und ſehr bekannt war, ſo ſprach der König nie von dem Eide: auch kann in Neapel kein Proteſtant den katholiſchen Eid ablegen. Ein Cavalier aber ſagte einſt zum König: ob Ihro Majeſtät wohl wüßten, daß Philipp Hackert nicht zur römiſch-katholiſchen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es ſehr wohl: wiſſet aber auch, daß es ein ehrlicher Mann iſt, der einen vortrefflichen moraliſchen Charakter hat, und mir mit aller Treue ohne Eidſchwur dient. Ich wünſche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er."

Familiarität des Königs.

Einſt wollte Philipp Hackert nach Caſerta fahren, wo er ſeine Wohnung im alten Palaſt hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua und Caſerta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß ſtille halten — der König kannte ihn ſogleich, grüßte ihn ſehr freundlich, nach ſeiner ge-

wöhnlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello, und speis'te gewöhnlich um 1 Uhr. Philipp Hackert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Über dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer, und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder. Ich bin der erste, der euch die Visite macht." Er befahl, Philipp Hackert sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht ihr morgen?" Philipp Hackert sagte: „Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein." „Morgen früh, sagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich euch zeigen werde." Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. Philipp Hackert, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm

auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der frischen Luft zu sein, was ihn gesund erhielt. Philipp Hackert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts commandirte seine Corvette der Capitän, des Tages der König so gut als der beste Seeofficier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Canal Zusammenhang mit der See hat, und deßwegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren; welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich, sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R ist, als vom Mai an bis in den September, durfte keine Auster

angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose, und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunst ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand, und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Stndien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Philipp Hackert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu mahlen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannthiere und Rehe zu mahlen.

Dieſe Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um 12 Uhr, alſo wollte Philipp Hackert nicht ſpeiſen, um ſeine Arbeit bis an den Abend fortzuſetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu ſehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in ſein Appartement ging. Eines Tages war es ſchon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in ſeinem Zimmer war, ließ er ſich kleine Würſte von Schnepfen, mit Schweinefleiſch vermiſcht, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf dieſen Jagden ſpeiſ'te er nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während als er die Salſicie aß, ſagte er zu ſeinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert: er ſoll kommen ſo wie er iſt, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geſchah ſogleich. Die Königin befand ſich bei dem König; er ſah alles mit Wohlgefallen an; endlich ſagte er: „Ich finde, daß ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erſtaune.“ — Philipp Hackert ſagte: „Wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt, ſo verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majeſtät es geſchenkt haben, würden ſehr übel auf mich zu ſprechen ſein.“ — „Es freut mich, daß ihr ſo charitabel denkt. Habt ihr den Mittag gegeſſen?“ — „Gefrühſtückt“, erwiderte Philipp Hackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher ſpeiſen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet iſt, es ſei um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem

Magen läßt ſich nicht wohl ſtudiren.“ — „Dieſe Würſte ſind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, ſie werden euch ſo gut ſchmecken wie mir. Borelli! ſagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denſelben Würſten zu geben und von demſelben Burgunder, damit er ſich nach ſo vieler Arbeit wohl erhole.“ Er befahl den andern Tag dem Küchenmeiſter, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu ſpeiſen gäbe. Man ſah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und ſagte.

Geſchenke.

Der König iſt außerordentlich gnädig und höflich. Philipp Hackert erinnert ſich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: ihr müßt oder ihr ſollt das thun; ſondern immer pflegte er mit Artigkeit zu ſagen: Hackert, ihr werdet mir den Gefallen thun, ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: Ich bitte euch das zu thun. Iſt die Sache gemacht, ſo dankt er ſehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerlei Art zum Geſchenk, nachdem die Jagden ſind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon iſt, und es auch mit Geſchmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand vergeſſe, ſo hat er eine Note von allen denen, die

gemeiniglich Wildpret geſchenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieſes geſchehen, ſo reitet oder fährt der König nach Caſerta. Iſt das Wildpret nachgekommen, ſo zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht geſtempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieſes geſchieht in des Königs Beiſein. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſteht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche ſie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bekommt jedermann richtig, was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geſchenk an ſeinen beſtimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermahler, und ſeine Claſſe bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeiſter der Muſik, wie Paiſiello, mit welchen dieſe Claſſe aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd geweſen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die beſten waren. Öfters ſchoß der König, wenn die Faſten früh anfingen, in der Faſanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das

kleinſte, weil ſie als Proteſtanten Fleiſch ſpeiſen konnten. Letzterer erhielt einſt in der heiligen Woche ein Schwein, nebſt einem Korb voll Becaſſinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit ſchon warm war, ſo verſchenkte er einen großen Theil in Neapel an ſeine proteſtantiſchen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft katholiſche Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleiſch zu eſſen.

Wenn die große Faſanenjagd war, wo ſechs- bis ſiebenhundert geſchoſſen wurden, bekam ein jeder von ſeiner Claſſe einen Faſanen; Philipp Hackert aber bekam zwei. Der König ſagte: „Alles was von Hackerts Bekannten nach Caſerta kommt, gehet bei ihm zu ſpeiſen: er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicherweiſe vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere ſich aufhielt, war Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Pesce Spada (Schwertfiſch). Dieſer Fiſch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus in's Mittelländiſche Meer, im Mai, hat ſeinen Zug, und geht gegen Ende Auguſts wieder zurück, wie der Tonno. Er iſt außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon eſſen, denn er iſt ſchwer zu verdauen. Er iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne ſein Schwert, das vorn am

Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König einen ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er ſollte kommen, und den großen ſchönen Fiſch ſehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf laſſen ſollte, und ſagte: „Das iſt für uns“; hernach ein großes Stück für die Königin, welches ſogleich des Abends in der Friſche, mit Schnee bedeckt, ſpedirt wurde; hernach ein Stück für Monſignore Biſchof von Caſerta, für den Intendanten von Caſerta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine ſilberne Schüſſel gelegt und einem jeden zugeſtellt. Die Portion war ſo groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beſchenkte, und doch auf drei Tage für ſich behielt. Dieſer Fiſch, ganz friſch, iſt nicht eßbar; er muß bis auf einen Punct, wie das Fleiſch, mortificirt ſein. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Roſt in dünnen Stücken gebraten und mit verſchiedenen Saucen gegeſſen. Wenn er gebraten iſt, hält er ſich viele Tage und wird alsdann kalt mit Öl und Limonien genoſſen. Philipp Hackert bekam alle Wochen Geſchenke an Speiſen vom Könige; im Sommer hauptſächlich Fiſche, die der König aus Neapel zum Präſent erhalten hatte und die das beſte waren, was die See gibt. Er bekam oft eine große Schüſſel Kehlen, die hinten am

Kopf des Tonno sind. Dieß ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andre Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdauung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib-Cabinetts treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnet, so stehen keine Wachen vor den Thüren im Palaste, daß also ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den Englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist, und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden

sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an, und ließen ihm auf's Schloß sagen, wenn er ihnen in den Englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb sein; wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: „Don Filippo, da ist Joseph, euer Kutscher! (der König kannte genau alle seine Leute) gehet hin, er hat euch gewiß was zu sagen." — Der Kutscher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieser: „Was will der Joseph von euch haben?" — Hackert mußte dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: „Ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen was er kann und was zu haben ist! warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben!" Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisirt." Hackert sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Übrige kommt aus Neapel." Der König sagte: „Mit etwas wollen wir euch helfen. Ich werde euch einen großen Fisch schicken: denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich euch nichts geben, denn ihr wisset,

daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." — Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne, und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett"; er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Läufer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen mit Brühe und Fasan zusammenkochen lassen. Der Reis zieht das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr

müßt ihn aber", ſagte er, „morgen friſch kochen laſſen, ſonſt iſt er nicht mehr ſo gut, und ich will wiſſen, wie es euch geſchmeckt hat." In der That war es eine geſunde und delicate Schüſſel, woran man ſich allein völlig ſatt eſſen konnte. Philipp Hackert ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn ſpielen zu ſehen, weil er es ſehr gut ſpielte. So wie der König ihn ſah, fragte er gleich: „Wie hat der Faſan geſchmeckt?" „Außerordentlich gut", erwiderte er. Der König ſagte: „Meiner war auch ſehr gut. Sehet ihr, daß ich auch weiß, daß ſimple Speiſen die beſten und geſundeſten ſind." Der König hatte ſehr gute franzöſiſche Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzoſen ſo abgelernt, daß ſie eben ſo geſchickt waren wie dieſe. Hackert geſtand oft, daß er nie einen Hof geſehen, wo alles ſo gut und ordentlich bedient war, als der neapolitaniſche.

In Caſerta hatte Philipp Hackert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreiſen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühſtück, was er aus der Conditorei verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erſte Kammermahler das Recht hat, ſo auch der Capitän von der Wache, und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht ſpeiſen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthſchaft vorſteht, der Fourier, der die Quartiere beſorgt u. ſ. w. Dieſe

Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König ſpeiſ't, in demſelben Augenblick bedient, wenn man dem König ſervirt. So wie der König abgeſpeiſ't hat, iſt die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre rare Sachen, eben ſo gut bedient iſt, wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide ſehr gutherzig ſind, freuen ſich, wenn andre, die ſie ſchätzen, mitgenießen. Wenn alſo mit ſolchen ſeltnen Sachen ihre Tafel bedient war, ſo ſchickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüſſel, der König an Hackert, und ſagte: „Er verdient es und verſteht es.“ Die Königin, wenn ſie ohne große Suite war, ſchickte gleichfalls an Hackert verſchiedene Sachen von ihrer Tafel, ſogar Sauerkraut, und ſagte: „Bringt es dem Hackert, der verſteht es. Es iſt auf deutſche Art mit einem Faſan zubereitet. Die Italiäner eſſen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geſchmack.“ Es verſteht ſich, daß ſo viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Eſſer war; nur wenn er um drei Uhr oder ſpäter, nach der Jagd, ſpeiſ'te, aß er etwas mehr, beklagte ſich aber des Abends, daß er zu viel gegeſſen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig luſtig in Belvedere geſehen,

wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um 12 Uhr zu Mittag gespeis't hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speis'te. Philipp Hackert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: ich werde bei der Tafel euch das übrige sagen, so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuiten-Güter will nichts nachlassen, also bitte ich Ew. Majestät,

mir die Gnade zu erzeigen; ſonſt bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrſte davon iſt erſpart von verſchiedenen Jahren her; denn in dieſem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati". Der König ſah dem Mann ſehr genau in's Geſicht; es ſchien ein guter ehrlicher Mann zu ſein. Der König frug ihn: „Habt ihr die 6000 Ducaten bei euch?" Er antwortete: „Ja!" — „Kommt herein!" In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und ſagte: „Das iſt das erſte Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jeſuiten-Gütern ſehe. Ich werde euch ein Billet geben, daß ihr uns die Pacht bezahlt habt." — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geſchehen, als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf ſchreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein ſicilianiſcher Prieſter zum König zur öffentlichen Audienz. Nach ſpaniſchem Hofgebrauch muß er ſich bei dem Thürſteher melden und ſagen, was ſein Verlangen in der Audienz iſt. Dieſes wird aufgeſchrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgeſtrichen. Der König ſteht vor einem Tiſche und erwidert kein Wort. Vor der Thüre ſtehen zwei Gardes du Corps,

in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem commandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Processes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er euch keine Ruhe zum Sprechen." Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König sagte ihm: „Gebt's dem Hund." Nachdem er dem König alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine

Rolle von 100 Unzen in Gold geben und ihm ſagen: dieſes wäre, damit er zu leben hätte; ſein Proceß ſollte bald geendigt ſein. Wirklich hatte der König ſolche ſtrenge Befehle an die Gerichte ertheilen laſſen, daß der Prieſter in wenigen Monaten ſeinen Proceß gewann. Als er zum König kam und ſich für die Gnade bedankte, ſo war der Hund wieder da. Der König ſagte: „Jetzt werdet ihr wohl nicht mehr eine Salſicia in der Taſche haben für den Baſſa.“ So hieß der Hund. „Nein“, ſagte der Prieſter, „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Majeſtät habe ich ein anſehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.“

Hofintrigue und Faſaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewiſſe Intrigue zwiſchen dem ſpaniſchen Hofe und der Prinzeſſin Jaci, der Secretarie des Miniſters Marcheſe Sambucca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caſerta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unſchuldigerweiſe der Träger dieſer Briefe. Viele bei Hofe bedienten ſich dieſer Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu ſchicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr

abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt deßgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo de Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoner-Officier nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon

20 Tage auf den Eiern geseſſen und noch wäre keins ausgekommen; ſie wolle alſo genaue Nachricht darüber haben. Der König ward ſehr aufgebracht über die Köchin, und ſagte: „Was! man ſtiehlt mir auf ſolche Weiſe die Eier?“ Die Königin, die viele Geiſtesgegenwart hat, ſagte, um die Köchin zu retten, ſie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen, und ſie nach Neapel zu ſchicken. Sie wollte die jungen Faſanen in den Vogelhäuſern im Francavilliſchen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen laſſen. Der König war hitzig und ſagte: „Du miſcheſt dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit ſtand er auf und ſagte: „Ich will keinen Brief mehr hier leſen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben, leſet die übrigen;“ und ging zum Billard. Die Paſſion zur Jagd ging ſo weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König in's Boſchetto gehen mußte um zu zeigen, wo ſie die Eier genommen hätte; die denn auf ihr rothwälſches Italiäniſch dem König noch dazu viel Unſchickliches ſagte, daß er ſo viel Aufſehen von 20 Faſaneneiern mache. Nachdem dieſe Hauptaffaire vorbei war, ſo ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Geſandten einführte und ſich an die 3000 Duc. jährlich ſtand, wurde nach Meſſina auf die Feſtung geſchickt. Marcheſe Sambucca ward abgeſetzt, behielt ſeinen ganzen Gehalt und zog ſich nach Palermo zurück. Viele andere

kamen Zeitlebens auf die Festungen, und geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Philipp Hackert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden." So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Öfters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Maj. es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen." Es gefiel dem König, und er sagte: „Machet, wie ihr's gut findet." Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles approbirt und, wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt." Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierig-

keiten, und sehet, wie alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen."

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leocio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war, und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die 100,000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich

glauben, daß ihr alle Betrüger ſeid.“ Damit wurde der Fiscal abgefertigt. Philipp Hackert wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er ſich ſehen ließ. Der König iſt ſehr ſanguiniſch, es vergeht ihm bald. Wie Philipp Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht laſſen zu ſagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caſerta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub iſt, ſo muß ich ſchreien. Wenn ich allein mache, ſo geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwiſchen kommen, ſo wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!“ — Dieß iſt wahr. Wenn der König allein dirigirt, ſo gehet es gut, denn er kennt ſeine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig iſt, und läßt es wenigen Perſonen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

Factotum.

Der König war ſo gewohnt, Philipp Hackert bei ſich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verſchiedene Sachen, wenn ſie die Perſonen, die er um ſich hatte, nicht machen konnten, ſagte er gleich: „Bringt es zum Hackert.“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, ſo wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergeſtellt und reparirt werden. Es geſchah gewöhn-

lich. Öfters ſagte Philipp Hackert: „Ew. Maj. haben die Gnade und ſchicken mir die Sache in mein Quartier, ſo werden Sie bedient ſein.“ Dieß geſchah. Öfters hatte der König die Sache ſchon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm ſehr gefiel. Zum Beiſpiel, der König hatte ſich zwei Argandiſche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen laſſen. Weil ſie an Hackert adreſſirt waren, ſo zeigte dieſer dem Aufſeher darüber, ſie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen ſollte, auf welche Weiſe er ſie täglich putzen müßte u. ſ. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caſerta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caſerta kam, ſo war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König ſelbſt den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beſchmutzte ſich ſo ſehr mit dem ſtinkenden Öle, wie auch ſein Kammerherr, daß er endlich ſagte: „Bringt ſie zum Hackert, der wird gleich wiſſen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß ſie unrein und voller Grünſpan waren, weil das Öl die Bronze anfrißt. Er ließ ſie mit kochendem Waſſer rein machen, und zeigte dem Manne zum zweitenmal die Methode ſie anzuzünden und rein zu halten. So brannten ſeine Lampen wieder ſo gut wie vorher. Bei der Königin war es deßgleichen: es wurde zu Hackert geſchickt, wenn man dieſes oder jenes fragen oder haben wollte.

Farneſiſche Verlaſſenſchaft.

Philipp Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Intereſſes. Dieſer Herr hatte das Prinzip alles durchzuſetzen, und ſich nie ein Dementi zu geben; und ſo zog ſich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf ſeinen Punct, auf ſeine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich iſt, wenn ein König ſtreitet. Die erſte Differenz, welche Philipp Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeſchickt war, die Farneſiſchen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter ſeien; dieſe könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Reſtauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beſte Reſtaurateur der Statuen war, verſchiedene vorher zu reſtauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und Philipp Hackert förmlich mit Cabinetsordre durch den Miniſter die Commiſſion bekamen, ſo nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Caſa Reale. Als ſie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farneſe, eine Venus und viele andre mehr reſtaurirt. Dieſe wurden durch einen andern Bildhauer, Spoſini, durch

Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restauriren lassen, in Beisein des Raths Reiffenstein und der Angelica Kauffmann geschätzt, damit alles unparteiisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und Philipp Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Übel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert: daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Ihro Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im

Rath vorlegte, ſo antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde: denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal geſagt hat, dabei bleibt er: er iſt ein Preuße; und ich ſehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Philipp Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Miniſter Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in ſein Amt, von Sicilien, wo er Vicekönig war, zurückgekommen. Hackert, der ſeit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm ſogleich die Sache. Er verwunderte ſich, wie man hätte auf ihr beſtehen können, da ſie ſo ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld koſtete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er ſah ein, in welcher Gefahr ſie beide geweſen wären, wenn ſie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farneſiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, ſo konnten ſie ſich bei dem Verkauf viele tauſend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büſten, nebſt Fragmenten vom Torſo u. a. m.

Gemählde-Reſtauration.

Philipp Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmteſten und beſten Gemählde-Reſtaurateur nach Neapel hatte kommen laſſen, auf Befehl des Königs, ſo ſchlug er dem Könige vor, dieſen in ſeinem großen Studium zu Caſerta, unter den Augen Sr. Majeſtät, die erſten Proben ſeiner Kunſt ablegen zu laſſen; wozu er folgende Gemählde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt iſt. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Chriſti von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carthäuſern zu S. Martino in Neapel, welches von einem neapolitaniſchen Schmierer ganz übermahlt war, und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König ſagte: „Ich will ſelbſt ſehen, wie Andres das Übermahlte abnimmt.“ Alles geſchah. Der König ſah in Caſerta die Gemählde, in welchem Zuſtande ſie waren, und kam wenigſtens einmal die Woche zu Philipp Hackert und Andres. Die Operation ward ſehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunſtkenner gemacht. Als die Gemählde fertig waren, ließ ſie der König in Neapel in ſeinem Vorzimmer

zur Schau ausſtellen, und freute ſich der Acquiſition, die er an Andres gemacht hatte. Dieſer bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inſpector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Reſtauration, bis alle Gemählde fertig ſein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunſt zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt ausſetzte.

Carthauſe.

Nachdem die Gemählde in Neapel genug geſehen waren, ſo befahl der König ſie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthäuſern von S. Martino ſchriftlich verſprochen hatte, ihnen ihr Gemählde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, ſo ſchickte doch der Majordomo maggiore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemählde mit auf Capo di Monte, und ſagte zum König: es wäre beſſer in der Galerie als bei den Kloſtergeiſtlichen. Da Philipp Hackert zur Reſtauration Gelegenheit gegeben hatte, ſo war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthauſe ſich ſogleich an ihn wendete. Derſelbe war ſehr verlegen, daß die Carthauſe unter ſeiner Verwaltung ein Altarblatt aus der ſchönſten und reichſten Capelle

verlieren ſollte. Philipp Hackert beruhigte ihn ſo viel wie möglich, ſagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufſetzen und zu keinem Menſchen davon ſprechen, ſo als wenn nichts geſchehen wäre; ja er möchte ſogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und verſprach ihm, daß die Carthauſe das Gemählde wieder haben ſollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas ſchwer. Philipp Hackert klopfte gelegentlich bei dem König an und ſprach von dem Gemählde. Der König war gegen die Carthäuſer aufgebracht; Hackert ſah alſo, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu ſprechen. Er erhielt darauf vom König einen beſondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caſerta zurück. Er fand den König ſehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über ſeine Commiſſion erſtattete, war angenehm. Hackert ſagte: „Ich habe zum erſtenmal das Gemählde der Carthäuſer von Ribera heute in Capo di Monte geſehen.“ Der König ſagte: „Nicht wahr, es iſt ſchön?“ Hackert erwiderte ſogleich: „Um Vergebung! Ew. Majeſtät, es macht einen ſchlechten Effect, ſo daß, wenn ich nicht verſichert wäre, daß es das wahre Bild iſt, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. das iſt kein Gemählde für eine Galerie. Erſtlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemahlt; er hat die Verkürzung des Leichnams Chriſti in den Punct der Perſpective

geſetzt, daß es richtig für den Platz berechnet iſt. Hängt das Bild nicht auf ſeinem wahren Punct, ſo wird es nie einen guten Effect machen. Ferner iſt es kein Sujet für eine Galerie, ſondern für eine Capelle, wo ein jeder ſeine Andacht verrichtet. Überhaupt ſcheint es unbillig, daß die Carthäuſer ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthauſe ſo zu ſagen eine eigene Galerie von auserleſenen Gemählden ausmacht, nicht allein die Kirche, ſondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen iſt, wie es Ew. Majeſtät geſehen haben." Der König antwortete ſogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe ſind richtig, ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun laſſen." Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, ſagte er: „Gebt es dem Miniſter Marcheſe Caraccioli, daß er es im nächſten Rath vorträgt: die Sache iſt gemacht." Im nächſten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Carthäuſern ihr Gemählde wieder zuzuſtellen. Der König erließ den Mönchen die Reſtaurationskoſten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude ſein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Cuſtoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemählde wurde erſt an ſeinen Platz mit großer Solennität geſtellt, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmteſten Künſtler, Andres und Ignazius

Andres, ſein Sohn, Marcheſe Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunſt eingeladen waren, dazu der P. Prior nebſt drei Procuratoren des Ordens, ſo daß es eine Tafel von 40 Perſonen gab, die ſehr munter und luſtig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an ſeinen gehörigen Platz geſtellt unter vielen Viva il Rè. Die Freude der Geiſtlichen war ſo groß, daß ſie Hackert ein Geſchenk zu machen gedachten und ihn deßhalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi ſondiren ließen. Philipp Hackert als ein Fremder, im Dienſte des Königs, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, von keinem Menſchen, er ſei wer er wolle, in Königs Dienſt nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine ſehr geringe Sache iſt. Der P. Prior kam ſelbſt zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und ſagte: „So oft ich die Carthauſe und Sie P. Prior beſuche, ſo geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen.“ (Die Carthäuſer haben das beſte, feinſte und wohlgebackenes Brot.) Dieſes geſchah ſo oft er ſie beſuchte: denn ſie hatten ſchöne Gemählde und die ſchönſte Ausſicht vom Meerbuſen von Neapel. Die Geiſtlichen ſind bis an's Ende ſehr erkenntlich geweſen. Wo ſie Hackert ſahen, wußten ſie nicht, was ſie aus Dankbarkeit alles für ihn thun ſollten, beſonders auf dem Lande, wo ſie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Prieſter und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte ſich an

den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati. —

Philipp Hackert hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Carthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß, dem Geschmack nach, man glauben sollte, es wäre Fleisch; besonders in Neapel, wo ein Überfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Mahlerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmahler Ram, nebst andern sieben neapolitanischen Mahlern, zu Hackert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Ursache des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht die ganze Galerie stechen zu lassen. Deßwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache,

weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Philipp Hackert hielt die acht Mahler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Philipp Hackert des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: „Ew. Maj., es sind acht Mahler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „Ich danke euch für eure Vorsicht.") Es sind noch über dreißig Mahler in Neapel, die Weib und Kinder haben und sich ganz allein von Copien ernähren. Diese

Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemählde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deßwegen also den armen Copisten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren — Ew. Maj. sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publicum schädlich ist. Überhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj., als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht."

— Der König ſagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun ſollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte euch, den Ram vor's erſte durch ein Billet wiſſen zu laſſen, daß er allen Mahlern ſage, ſie ſollen ruhig ſein; die Sache ſoll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marcheſe di Marco nach Caſerta zum Rath. Gehet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie ihr's mir gethan habt.“ — Marcheſe di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Miniſter, der aber von der Kunſt kein Wort verſtand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, ſagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätenſion auf Kunſtkenntniß machte und nichts davon verſtand, habe ihm dieß als die beſte Unternehmung für den Staat ſo vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geſchehen ſei. Philipp Hackert erwiderte: „Wenn Ew. Excellenz verlangen, ſo will ich Ihnen alles ſchriftlich geben.“ Er fand es nicht nöthig. Denſelben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte ſtudiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schändlich betrogen. Philipp Hackert hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sei, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es so-

wohl für ſie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden ſich viele Verhinderungen. Denn ſobald das Papier im Lande gemacht wurde, ſo ſahen die Schurken wohl ein, daß der Unterſchleif aufhörte. Der erſte Schritt geſchah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er ſogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen laſſen. Der Director der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Miniſter Acton, der die Landkarten u. ſ. w. ſtechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Philipp Hackert ihn öfter ſah, und wöchentlich wenigſtens einmal bei ihm ſpeiſ'te, ſo kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand ſich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo ſehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieſer wollte ſich wegen ſeiner Kinder bei dem Hofe Verdienſt verſchaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von ſechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf daſſelbe ſeine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken laſſen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorſicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben,

wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er in's Studium zu Georg, um zu sehen was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Bretern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: „Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen." „Was!" sagte der König, „von des Stefano Merola Papier?" „Ja! Ew. Maj." — „Wie ist es möglich, daß ihr so viel Papier kommen lasset; denn heute früh ist der Director Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist." Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten." Er betrachtete es platt und sagte: „Es ist rein, weiß und schön." Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: „Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen." Der König ward auf das heftigste aufgebracht über den

Director seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sahe, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S——." Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen." Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht gerathen." Dieser antwortete: „Ew. Excellenz, es ist gut, und wir lassen darauf drucken." Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl in's Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein, und bat sogleich einige Rieß zu seinen See- und Landkarten kommen zu lassen, die in seine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani schamroth, und alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer besser wurde.

Fortsetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Chicanen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Philipp

Hackert ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffner Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Neapolitaner, der auch so neapolitanisch sprach. Alle Drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. Philipp Hackert sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: „Was denken Sie das Sie wohl haben möchten?“ „Geld“ sagte er, „will ich nicht, aber Ehre.“ Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Philipp Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Constantin-Orden machen.“ Philipp Hackert verbat es, denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns gewesen, im adeligen Cadettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf Cadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall; Philipp Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es

dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagte zu niemanden Don, wenn er nicht aus der Classe solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italiänischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Canzlei; hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeister, der Kammer-Chirurgus; alle Kammeristinnen Donna u. s. w. Die Kammeristinnen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als Philipp Hackert dem König die ersten zwei Drucke brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten,

und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, ſo ſagte der König zu ihm: „Ihr wiſſet und habt geſehen, daß jedesmal, wenn ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieſes Mal kann ich euch meine Freude nicht genug beſchreiben über die beiden Kupfer: denn ſie ſind von Neapolitanern geſtochen und auf neapolitaniſch Papier gedruckt. (Er ging ſogleich zur Königin, die auch ſelbſt kam, um ſeine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet euren Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn ſehe, ſo werde ich ihm ſelbſt danken, daß er uns gute Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Del Grado, und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienſt genommen hatte, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut und glücklich von ſtatten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und die Idee eines rechtſchaffenen Mannes von ihm hat, ſetzt einen oft in Verlegenheit. In dieſem Fall befand ſich Philipp Hackert ſehr oft. Eines Morgens in Caſerta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Miniſtern ſtanden und ſprachen. Da der König Hackert in's erſte Zimmer hineintreten ſah, ſo winkte er und ſchrie ganz laut,

weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ Philipp Hackert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?“ Philipp Hackert sagte: „Ew. Majestät, da wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar sein. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig.“ Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren.“ — Philipp Hackert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Philipp Hackert erwartete ihn im letzten

Zimmer. Acton kam, und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen.“ Da der Wegebau zu seinem Departemente gehörte, so war er sehr dabei interessirt; denn es waren Recurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben.“ Philipp Hackert erwiderte: „Das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte.“ „Nein!“ sagte jener, „das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.“

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da Philipp Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Läufer vom König hereintrat, Hackert sollte zwischen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie

so ruhig sitzen und mahlen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb todt.“ Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen, so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei sein sollen.“ — Philipp Hackert sagte: „Wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit.“ — „Andres als Inspector soll auch mit dabei sein.“ Philipp Hackert schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache vor's erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marchese Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm Philipp Hackert freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist, und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekömmt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studiren. Finden

Sie ſeine Arbeit nicht gut, und daß der Menſch wenig verſpricht, ſo verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und ſagte: „Das iſt ſchnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich ſoll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Penſion bekommen kann.“ — „Nein!“ ſagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, ſo ſagt gleich der König, daß ich die Mahlerei nicht genug verſtehe; wenn Sie es thun, ſo glaubt es der König.“ Hackert bat, daß der junge Mann ſein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, ſo wollte er alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in ſein Studium käme, wo er das Bild des jungen Mahlers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Eranti bekam die Penſion, vier Jahre in Rom zu ſtudiren.

Wie Philipp Hackert zum König kam, fand er daſelbſt den Ritter Santaſila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Commiſſionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santaſila nach Caſerta. Ihr kennt die Kiſte, worin die Kupfer ſind. Suchet nach euerm Geſchmack die beſten davon aus, und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſagte: „In dem Cabinet, wo Borelli ſchläft, wiſſet ihr, iſt ein

kleiner Schrank; in dem Schrank werdet ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist." Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santasila den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Philipp Hackert: „Ich gebe euch den Schlüssel; lasset ihn nicht aus euern Händen. Kommt ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein." Philipp Hackert war sehr verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santasila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und eben so auch bei dem Kupferausſuchen. Also vor den Custoden des Palastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santasila alle Ehre.

Der König setzte Philipp Hackert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half alles nichts; denn wenn der König einmal es so

will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

Philipp Hackert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammeristinnen bei den Prinzessinen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen; so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen Römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Philipp Hackert beiden Prinzessinnen Lection geben möchte. Philipp Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderen Commissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern. Dieselbe Ge-

ſellſchaft ſoll auch da ſein, und ſie zeichnen alle zuſammen.“ Sie ſetzte noch hinzu: „Ich werde, ſo oft ich Zeit habe, ſelbſt in die Geſellſchaft kommen.“ Es iſt beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuſchlagen; ihre Beredſamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen iſt, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Philipp Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeiſter der Prinzeſſinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, ſo hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anſtändig war. Alſo wurde es angefangen. Die Prinzeſſin Marie Thereſe, mit allem Geiſt, war ſehr flüchtig, die Prinzeß Luiſe ſolider und zeichnete beſſer. Die Königin kam ſehr oft, ſo daß mehr Geſellſchaft als Lection war. Oft, wann Philipp Hackert ſah, daß die beiden Prinzeſſinnen nicht Luſt zum Zeichnen hatten, ſchlug er vor, unter verſchiedenen Vorwänden, daß es beſſer wäre von der Kunſt zu ſprechen, Kupfer zu ſehen oder andere Kunſtſachen, welches den Prinzeſſinnen außerordentlich gefiel. Er machte ſich durch dieſe Art Lection zu geben ſehr beliebt. Seine Abſicht war eigentlich dieſe, daß die Prinzeſſinnen von den Künſten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen ſelbſt urtheilen zu können, wenn ſie künftig im Stande wären die Künſte zu unterſtützen. Je länger dieß dauerte, je läſtiger wurde es ihm. Da die Prin-

zeſſinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, ſo konnten ſie des Abends die Stunde ſieben Uhr nicht erwarten: denn die Geſellſchaft unterhielt ſie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche ſie frei hatten, nicht wollten genirt ſein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte ſich darüber, indeſſen war nichts zu machen. So frei auch die Geſellſchaft war, ſo war ſie doch geſpannt, denn jedes Wort, das geſprochen wurde, mußte bedacht ſein; ſonſt gab es Anſtoß.

Dieſes hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tiſchbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Thereſe Lection im Mahlen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber ſeinen Wünſchen nicht entſprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzeſſinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geſchenk für allen den Zeitverluſt, den er hatte. Auf dieſe Weiſe kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geſchenk, eine goldene Doſe, für drei Jahre, die er die mehrſte Zeit in Caſerta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtſamkeit hatten ſie für ihn, daß, wenn ſie anders beſchäftigt waren, ſie ihm wiſſen ließen, daß er ſich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten ſie noch für ihn; z. B. wenn ſie kleine Feſte gaben, wo die Prinzeſſinnen das Verzeichniß machen mußten

von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah, und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen sowohl zu ihren kleinen Bällen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speis'te. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Überhaupt muß man gestehen, daß eine Privat-Dame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing, und den zärtlichsten Danksagungsbrief an seine Kinder schrieb.

Directorſtelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor ſeinem Tode zum Ritter des Conſtantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 400 Ducati jährlich, ſich bei dem Profeß in der Kirche ſo ſehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf ſtarb und es nie hatte genießen können, ſo bewarben ſich viele um ſeinen Poſten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Mahler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Profeſſor mit einem ſehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgeſtanden, hatte die gerechteſten Anſpüche auf dieſen Poſten, ſowohl wegen ſeines Talents, als anderer Verdienſte. Wilhelm Tiſchbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hauſe deſſelben, und miethete ſich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb ſich durch die Deutſchen, die um die Königin waren, um die Directors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit Philipp Hackert davon geſprochen; er antwortete, daß er ſich nie in die Sache miſchen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienſt, wie De Angelis war, der ſo viele Jahre gedient hatte, zurückzuſetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tiſchbein nicht entgegen ſein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu dieſem

Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Philipp Hackert wurde nicht weiter gefragt, also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Mahler, Monti, weil er aus Macerati bei Caserta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Mahler war, fiel jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich, und hatte sich durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stück Land, welches ihm sein Vater als Fideicommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Secretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Monti Director der Mahler-Akademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. Philipp Hackert bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Philipp Hackert und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde, und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten sein; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als

Kammermahler die gewöhnlichen 400 Ducati, zuſammen alſo 600 Ducati. Philipp Hackert ſtellte dem Tiſchbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermahler machte, alsdann wäre es ſchon der Mühe werth, mit 600 Ducati jährlich den Poſten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducati zu rechnen wäre. Er verſicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen ſein würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorſchlagen könnte. Tiſchbein ſagte: „Der König gibt Ihnen 1200 Ducati jährlich Penſion und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König ſind, wenn er will; wie iſt es möglich, daß ich als Director mit ſo wenigem beſtehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: „Mein Poſten iſt ein neuer, der nie bei Hof exiſtirt hat; er iſt vom Könige geſchaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören.“ Tiſchbein ſagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten laſſen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directors-Stelle der Akademie annehmen.“ Philipp Hackert ſagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle ſogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin ſind ſo gut als 1600 Duc. in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk ſo, daß

Tiſchbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen hiſtoriſchen Süjet, welches jeder allein für ſich zu machen hatte; wer es am beſten machte, ſollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geſchickter und ſolider Mann, wollte ſich dazu nicht verſtehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tiſchbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und ſein Miniſter Marcheſe di Marco, beide verſtanden nichts von der Mahlerei. Danielle wollte ſeinen Monti zum Director haben, die Königin den Tiſchbein; alſo zog ſich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, ſo daß es Tiſchbein ſehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorſchlag durch ſeinen Miniſter, daß ſie beide Directoren würden, daß der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zuſammen laſſen möchte, daß ein jeder Director 300 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermahler. Der König, den man ſchon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tiſchbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tiſchbein bezahlte allein 300 Ducati jährliche Miethe für ſein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erſt vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geſchickter Mann erwarb er ſich Verdienſte um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, ſondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den echten antiken

Stil ein, ſo daß ſeine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus ſeiner Schule, die nachher als Penſionärs in Rom ſtudirten, ſehr geſchickte Mahler wurden. So lange er noch in Rom war, mahlte er ſehr gut und verſprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchſichtig, wahr und angenehm. Auch mit verſchiedenen Porträten, die er in Rom mahlte, machte er ſich Ehre. Nachher verließ er das Mahlen, legte ſich auf's Zeichnen, beſonders hetruriſcher Vaſen, wodurch er vielleicht ſeinem eigentlichen Mahlertalent Abbruch that.

Enkauſtik.

Da der Rath Reiffenſtein in Caſerta bei ihm war, ſo machte Hackert einige Verſuche à l'Encaustique, ſowohl auf feine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß ſie alſo wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in ſein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen ſelbſt mit anſehen, und ſagte: „Morgen früh werde ich kommen.“ Philipp Hackert vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen ſieben Uhr ſein würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten ſchon auf. Hackert ſtieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt ſich indeſſen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen ſah, und ſelbſt Hand mit anlegte. Dieſe

Mahlerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: „Ihr müsset mir mein Bad im Belvedere enkaustisch mahlen lassen", welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art von Mahlerei, und wollte genau davon unterrichtet sein. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemählde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erst siehet was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzet, und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retuschiren. Philipp Hackert gestand es ein. „Aber", sagte er, „man tappet bei der Retusche eben so im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik, auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht." Er bewies, daß die antiken Gemählde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemahlt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w.; daß das Fleisch in diesen Gemählden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemählde enkaustisch verfertigen könnte. Überdem so ist er der Meinung, daß

ein Ölgemählde, wenn es mit guten Farben behandelt iſt, ſo lange dauern kann, als ein enkauſtiſches Gemählde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in Acht genommen werden, wenn es ſich conſerviren ſoll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da iſt die Art Mahlerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es ſo genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller iſt. Da nun der Mahler ſich zu ſeinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, ſo kann es ihm nicht fehlen, daß ſeine Verzierungen ſowohl in Clairobſcur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verſchiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieſer Decorations-Mahlerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er ſeine Farben ſehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch bei'm Einbrennen egal. In Italien iſt dieſe Mahlerei ſehr nützlich, um ganze Zimmer auszumahlen: denn ſie hält ſich ſehr rein. Man ſtaubt es ab, und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tiſch abreibet, ſo bekommt es ſeinen vorherigen Glanz. Man iſt von allerlei Inſecten frei, die ſich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einniſten, die ſehr ſchwer herauszubringen ſind ohne Auripigment, der aber in

Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang ſtinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkauſtik anwendbar iſt, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Fröſten die Wände, wenn ſie aufthauen, öfters ſo ſchwitzen, daß das Waſſer herunterläuft, ſo könnte es leicht ſein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abſpringen. Hernach ſo iſt ſie gegen die Leimfarben-Mahlerei theuer. Da bei der Decoration viele Mode herrſchet, und ſelten der wahre gute Geſchmack nach den Antiken eingeführt iſt, ſo iſt die Leimfarben-Mahlerei vorzuziehen, weil ſie weniger koſtet, und man nach der Mode ſeine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden ſollte, ſo daß alle Kunſtwerke daſelbſt aufgeſtellt werden könnten, die ſämmtlichen Statuen, das ganze Muſeum von Portici, die Gemählde von Capo di Monte, und was ſonſt noch von Kunſtwerken und Antiquitäten ſich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anſtändig. Nachdem der König Stunden lang mit Philipp Hackert und Santarelli alles unterſucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anſchlag über Koſten und Ausführung zu beſorgen.

Es waren 500,000 neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehlen konnte, und wenn die Galeeren-Sklaven, wie gewöhnlich, bei'm Abtragen des Berges und bei'm Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; Philipp Hackert verlangte jährlich 50,000 Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung sein.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzerei verdarb alles: denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Philipp Hackert bewilligte; und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kammeristinnen machte man die Königin glauben, Philipp Hackert würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin. Da Philipp Hackert dieß merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli aus-

geführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren 350,000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marcheſe Vivenzio bekam die Commiſſion. Verſchiedene ſtarben während des Proceſſes, ſogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog ſich aus der Affaire und ſchob alles auf den zweiten Architekten, welcher geſtorben war. Der König fand ſich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marcheſe Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunſtliebhaber, wünſchte daß das Werk ausgeführt würde, und ſuchte verſchiedene Male Philipp Hackert zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieſer aber gab die kurze Antwort: „Der Hof will betrogen ſein; in meinem Leben miſche ich mich nicht mehr in die Sache.“

Seehäfen.

Im Jahre 1787 wurde in Caſtel a Mare das erſte Kriegsſchiff gebaut, von vier und ſiebzig Kanonen (La Partenope). Das Schiff, im Moment als es vom Stapel ablief, ſollte nebſt dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuſchauenden Volk vorgeſtellt werden. Im Grunde war der Veſuv, von jener Seite her geſehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausge-

führt, und Georg Hackert ſtach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton ſich ſehr geſchmeichelt ſah.

Der König beſtellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Ausſicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Caſtel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die päpſtlichen Galeeren; eine Vue von Forio auf der Inſel Iſchia. Dieſe Bilder ſind in Caſerta in einem Vorzimmer des Königs.

Der König ſchickte Philipp Hackert 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu mahlen. Er gebrauchte zu der Reiſe am adriatiſchen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drei Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reiſe zurückkam, präſentirte er ſich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Cur brauche, und ihm ſagte, daß er ſobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Geſellſchaft zu leiſten, der in dieſer Zeit ſonſt niemand ſehe. Philipp Hackert ging denſelben Tag noch nach Caſerta. Abends nach ſeiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geſchrieben, daß er ſich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde

Ihro Majeſtät aber angenehm ſein, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu ſehen. Er wurde ſehr gnädig empfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er bei'm Weggehen die Befehle Seiner Majeſtät verlangte, ſo frug der König: „Bleibt ihr in Caſerta, oder geht ihr wieder nach Neapel?“ Philipp Hackert erwiderte, daß er ganz von Ihro Majeſtät Befehlen abhinge. Der König ſagte ſehr gnädig und freundlich: „Wenn ihr in Caſerta bleibt, ſo werdet ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um 4 Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer beſehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende iſt.“ So geſchah es nun, und die Zeit verfloß ſehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Perſonen, die ihm Geſellſchaft geleiſtet hatten, auf eine ſehr verbindliche und ſchmeichelhafte Weiſe. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und Philipp Hackert.

Der König hatte indeſſen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern, ſowohl wegen ſeiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verſchiedene Florentiner hatte kommen laſſen, als auch wegen des alten Palaſtes von Belvedere, nebſt der Kirche, die ſo zu ſagen ein Palaſt war, welche auf's neue befeſtigt und hergeſtellt werden ſollten. Dieſen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Borrominischen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Philipp Hackert in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack zu meubliren und die Zimmer zu verzieren gar sehr. „Es ist simpel", sagte er, „und schön, und doch ist ein Luxus darunter versteckt." Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Philipp Hackert ganz unversehens nach S. Leocio rufen, und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können: aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Mariano Rossi hier; er soll mir einen Plafond mahlen; ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." Philipp Hackert antwortete: „Lassen mich Ew. Majestät ein wenig darauf denken."

Der König, der in allem was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte zehn Schritte und frug gleich: „Was ist eure Meinung?" Jener versetzte: „Da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu mahlen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafes vorgestellt. Das Übrige würde ganz simpel

verziert, damit man ruhig die ſchöne Ausſicht der Campagna Felice genießen könne. Indeſſen findet ſich vielleicht noch was Beſſeres, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen zu denken." Der König ſagte: „Beſſer kann es nicht werden", und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. „Hier", ſagte er, „will ich es ſauber haben, aber nicht königlich — ſtellet euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landſitz bin — ohne Luxus, aber ſauber. Was denket ihr hier für den Plafond anzugeben?" Philipp Hackert antwortete: „Weil San Leocio ein Ort iſt, wo Manufacturen angelegt werden, ſo finde ich ſchicklich im Plafond vorzuſtellen, wie Pallas die Menſchen lehret ſpinnen, weben und dergleichen." Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürſtücken waren die ſchönen Künſte vorgeſtellt. Die Cabinette und Zimmer von ſeiner Suite wurden alle ſimpel und anſtändig ornirt, und dienten bei Feſten Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der ſowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weiſe ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgeſtellt, und in vier runden Feldern Bacchus, der den Menſchen den Ackerbau, Weinbau u. ſ. w. lehrte. Dieſes wurde ſehr ſchlecht von Fiſchetti ausgeführt, ſo daß der König ſagte, als er es fertig ſah: „Es iſt gut für eine Schenke, aber nicht für mich." Indeſſen da er den Künſtler ſelbſt gewählt hatte, ſo ließ er's

geſchehen und ſagte: „Die Möbeln, die ihr habt machen laſſen, ſind ſolid und elegant: die Mahlerei will ich nicht anſehen. Es iſt mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herunterreißen zu laſſen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er ſchwimmen konnte. Nachdem dieſes gebaut war, ornirte es Philipp Hackert enkauſtiſch, ſogar den Plafond, welches zwar mühſam war, aber glücklich ausfiel. Alſo war Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Feſt, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore, von Paiſiello, zum erſtenmal aufgeführt wurde. Philipp Hackert hatte die Anſtalten zu dem Feſte gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, dergeſtalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erſte Cavaliere an den Tafeln ſitzen konnten, die übrigen aber an kleinen Tiſchen oder ſtehend ſoupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als ſie den Tag vor dem Feſte alle Anſtalten ſahen, indem ſie nie geglaubt hatten, daß ſo viel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde ſoupirt. Die Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden ſich 48 Perſonen, und da eben zu der Zeit eine ſpaniſche Escadre vor Neapel lag, ſo waren auch alle Stabsofficiere derſelben zu dem

Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Philipp Hackert mit einer goldnen Dose und Repetiruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals." Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200 Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brot für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben: denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über 40 bis 45 Jahre.

Philipp Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palaſt von Carditello, nebſt der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerei und Mahlerei zu verzieren. Dieſes ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Feſt der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf engliſche Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palaſt und die Gebäude hergeht, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut iſt. In demſelben ſteht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin ſich die Muſik befindet. Auch waren andere kleine populare Feſte für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tauſenden herbeiſtrömte. Der König war ſehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Philipp Hackert für ſeine Mühe, und ſagte: „Das iſt der einzige Palaſt den ich habe, der fertig und völlig möblirt iſt.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden ſich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indeſſen immer noch fort ſich für die Künſte zu intereſſiren. Im Jahre 1790 wurde Philipp Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeſchickt, die Küſte von Calabrien und Sicilien zu beſuchen, und alle mahleriſchen See-

häfen zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reiſe ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieſer Jahrszeit ungewöhnlich iſt, verlor Philipp Hackert viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küſte Calabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Meſſina, Syracus, Auguſta und Palermo, wo er zur Zeit des Feſtes der heiligen Roſalia ankam, und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verſchiedene Ausſichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der ſein Freund ſchon ſeit langer Zeit in Neapel geweſen war, nahm ihn ſehr günſtig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palaſt und war auf's beſte verſorgt. Den erſten Abend des Feſtes ſtellte der Prinz ihn ſelbſt der ganzen Nobleſſe vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel geſehen, daß ſowohl der König als die Königin Philipp Hackert bei Hoffeſten an Souveräne vorſtellten, welche damals Neapel beſuchten; auch fiel dieſes den Palermitaniſchen Cavalieren, die Philipp Hackert kannten, und ihn in Neapel als erſten Kammermahler bei allen königlichen Feſten geſehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Inſel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Mahler vom Vice-König vorgeſtellt würde; noch weniger war

es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und auf's Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Assembleen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte Philipp Hackert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug, und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro zurück. Wäre Philipp Hackert nicht noch mit Carditello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beiden Tanten Ludwigs des XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. Philipp Hackert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war: die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. Philipp Hackert wohnte noch

ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und Philipp Hackert verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. Philipp Hackert sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu schmachten. Philipp Hackert, um sich zurückzuziehen, und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen, oder wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen, und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten mahlerische Reisen nach

Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Äbte seine Freunde waren, so wie auch zu den Camaldulensern all'Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit mahlte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cajazzo, Pie di Monte, Alisa, Sal Matteſe. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 Proc. verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen: der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Philipp Hackert lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 Proc. verloren. Der König zog

alles baare Geld an ſich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand ſich Gutes verſprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menſchen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, ſein Hab und Gut ausgeplündert zu ſehen und ermordet zu werden. In dieſer Lage befand ſich Philipp Hackert mit ſeinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavilliſchen Palaſtes wohnten.

Nachdem der königliche Palaſt ausgeplündert war, ſtanden beide Brüder hinter einer Jalouſie am Fenſter, um zu ſehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: „Wir müſſen den Francavilliſchen Palaſt plündern, denn die Königin hat viele ſchöne Sachen daſelbſt.“ Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder ſeine Schatulle mit Papieren und Kameen, und was ſie ſonſt Pretioſes hatten, um ſich durch den Garten zu retten, zu deſſen Genuß ihnen die Königin den Schlüſſel gegeben hatte. Sie wollten ſich nach dem Caſino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entſtand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, deſſen Urſache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweiſe unterblieb die Plünderung. Indeſſen machten ſie ſo viel als möglich

insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Philipp Hackert einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Commissarien bei ihm wohnen solle. Philipp Hackert widersetzte sich heftig, und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartirungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Commissärs blieben die Nacht da, und schliefen gekleidet

auf Matratzen: denn Philipp Hackert hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissärs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemählde von Seehäfen, die dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Philipp Hackert in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe, und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championnet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte sich in Philipps Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und alles was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirthen sollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden: denn das besondere Verhältniß, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud Philipp Hackert den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seien, wurde der General ihr Freund; und wie Philipp Hackert im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Officieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß Philipp Hackert sogleich 1200 neapolitanische Ducaten Contribution bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden, also wendete er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen, und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war dießmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirecte Weise von derselben befreit.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder, und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde Philipp Hackert

in große Verlegenheit gesetzt: denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne, und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Daß ihr kein guter Republikaner sein könnt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich 6000 Livres Pension verliert, nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber ihr seid ruhige Leute, und habt euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen euch als Artisten und respectiren euch als Preußen. Und wie ich euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von euch. Aber ich rathe euch, ja ich verlange auf's dringendste, daß ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet: denn ich kann euch vertrauen, daß man mir schon angesonnen hat, euch als Royalisten arretiren zu lassen. Ziehet weg. Männer und Künstler, wie ihr seid, ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben."

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher schon vom General Rey etwas Ähnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher sich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu Philipp Hackert: „Wann gehet ihr?“ Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält, mit dem will ich gehen.“ Der General versetzte: „Thut es so geschwind als möglich, denn ich habe meine Ursachen.“ Er rief sogleich seinen Secretär und gab jedem einen Paß, mit der Weisung ihn beständig in der Tasche zu tragen, und die französische Cocarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jacobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantäne des dänischen Capitäns zu Ende, und Philipp Hackert mußte bis Livorno

über 300 Piaſter bezahlen für ſich, ſeinen Bruder, einige zwanzig Kiſten und einen engliſchen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der däniſche General-Conſul, Chriſtian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbein und andere mehr, in allem 43 Paſſagiere. Bei Monte Chriſto ward das Schiff von einem franzöſiſchen Caper beſucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, ſo wurde das Schiff genommen. Philipp Hackert widerſetzte ſich mit Heftigkeit, zeigte ſeinen franzöſiſchen Paß und wurde als Preuße reſpectirt. Indeſſen wollten ſie das Schiff nach Baſtia in Corſica bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Baſtia keine Gerechtigkeit ſei; alſo da die Caper das Schiff verlaſſen hatten, handelten ſie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und ſtellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe ſchon das Land verlaſſen, und die Franzoſen ſeien im Beſitze deſſelben. Sie möchten das Schiff anſtatt nach Baſtia nach Livorno bringen laſſen. Dieſes koſtete 200 Piaſter, welche Philipp Hackert mit den beiden obgenannten bezahlte, weil ſie die beſten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungeſtüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reiſe von dreizehn Tagen kamen ſie in der Nacht auf der Rhede daſelbſt an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich beſucht, und weil ein Caper darauf geweſen war, 25 Tage Quarantäne declarirt, welche auch im Hoſpital St. Jacob gehalten wurde.

Philipp Hackert ließ gleich ſeinen engliſchen Wagen wegbringen, da es aber an die Kiſten kam, wollte man ſie viſitiren, ob auch engliſche Waaren darin wären. Durch den preußiſchen Agenten und den General Miollis aber wurde alles ſogleich vermittelt, und die Kiſten ohne Viſitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläufigen Proceß, der erſt lange hernach in Paris entſchieden wurde.

General Miollis war durch General Rey ſchon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber ſchwer auszuführen, und man ließ die Entſchuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen ſei. Sie wählten einſtweilen Piſa zu ihrem Wohnplatze und hielten ſich ſtille, bis endlich die kaiſerlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte Philipp Hackert sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will, als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Philipp Hackert hatte seine Wohnung in Florenz, und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig mahlte, und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Öl, wie es die Provençalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1805, noch nicht 50 Jahr

alt. Er wurde als Proteſtant in Livorno begraben: denn in Florenz iſt keine Grabſtätte für Proteſtanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Philipp Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Beſinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glücks Schmiede ſind. Sein angebornes Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im mindeſten biegſam zu ſein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er ſeine Kunſt ſo wie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem ſein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach,

und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst sein, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Äußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu sein, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war, und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst, losen und ungezwungenen Stil, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar sein würde. Den Freunden des Künstlers nnd der Kunst eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen sein ließ; und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen sein.

Diese durch unsere Redaction entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste

einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält: die zweite aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unsers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sei, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreis't und beschrieben worden, daß

man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedesel, einen heitern, mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpuncte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher

Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Ätna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichungen können gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Ätneischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernst beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast eben so viel werth, als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Hackert mit seinen beiden englischen Freunden erscheint durch-

aus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatssache, so wie im Ökonomischen, Mercantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knights gegen alles was Faulheit und Tagedieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmahlers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Übrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen

beſonders in der griechiſchen Literatur, bekannt, und Verfaſſer eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunſt: denn Downton-Caſtel in Shropſhire, ſein Geburtsort, enthält viele Gegenſtände der Sculptur und Mahlerei, die er auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte. Durch ein Verſehen heißt er in dem Hackertſchen Manuſcript mit Vornamen Henry, der alſo nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hackerts zweitem Reiſegefährten, Herrn Gore, umſtändlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Horkstow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Director der englischen Factorei in Hamburg angestellt, und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des

Miniſters Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich ſich von ſeiner Familie trennte und ſich nach Yorkſhire begab, wo er eine Beſitzung kaufte und bei ſchon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte ſieben Kinder von ſeiner Gattin, darunter unſer Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Weſtminſter Schule erzogen, und, weil ſein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannſchaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir ſeines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einſt ſeine Familie in Yorkſhire beſuchte, machte er Bekanntſchaft mit einer jungen Erbin, die bei anſehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit beſaß. Als er durch die Heirath mit dieſem Frauenzimmer unabhängig ward, ſo verließ er alsbald ſeine kaufmänniſche Laufbahn, die ihm von jeher ſehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite ſehr zeitig ſtarb; er aber blieb mit ſeiner Familie in Yorkſhire bis zu ſeines Vaters Tode, und beſchäftigte ſich dieſe Zeit über, ſo gut als die Lage ſeines Wohnortes zuließ, ſich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei ſich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunſt. Nach dem Tode ſeines Vaters konnte er nunmehr ſeiner überwiegenden Leidenſchaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf laſſen, welche bis zum größten Enthuſiasmus anwuchs, als er in Hampſhire die angenehme Stadt Southampton

an dem Fluſſe gleichen Namens zu ſeinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit ſeinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich ſtationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung ſeines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieſes trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verſchiedene Schiffe nach ſeinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen ſeiner zierlichen Geſtalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in dieſem Schiffe die Brüder Ihro Majeſtät, die Herzoge von York, Gloceſter und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Inſel Wight und ſonſt umher zu führen. Gewöhnlich brachte er ſeinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küſte von England befuhr, auch die Küſten von Frankreich, die Inſeln Guernſey, Jerſey und andre beſuchte, und auf dieſe Weiſe die Kenntniß des Schiffbaues und des Seeweſens ſich eigen machte, wodurch ſeine Zeichnungen ſo außerordentlich ſchätzbar werden. Er hatte beſtändig zwei Matroſen im Dienſte, und ſtand ſelbſt immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannſchaft.

Erſt in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt dieſe ſeine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm ſo

um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals auf's feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam in's Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüths-Bedrängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. So-

bald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und

bedeutenden Gegenden hatte jene Luſt in ihm erregt, ſolche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er ſich der Proſpectzeichnung ergeben, und war hauptſächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um deſto gewiſſer von der Richtigkeit ſolcher Abbildungen zu ſein, hatte er die Camera obſcura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er ſich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er ſetzte dergleichen Übungen immer fort, welches ihm um ſo leichter ward, als er an Rath Kraus, einem ſehr geſchickten und in dieſem Fache fertigen Künſtler, den beſten Gehülfen fand. Er machte mit demſelben verſchiedene Reiſen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeiſchen Inſeln gedenke.

Was ihn aber zu Hauſe auf eine ſehr angenehme Weiſe beſchäftigte, war die Sorgfalt, womit er ſeine früheren Zeichnungen zuſammenſtellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reiſebeſchreibungen ergänzte und in große Bände zuſammenbinden ließ. Hieraus entſtand eine vorzügliche Folge von Ausſichten. Liſſabon, Gibraltar, Minorca, die Küſten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verſchiedenen Geſichtspuncten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargeſtellt. Die Seeſtücke und Häfen zeichnen ſich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore ſo lange Zeit ſich mit dem Schiffbau abgegeben, ſo

waren ihm dieſe wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, ſondern er verſtand ihre Formen, ſo wie die ganze Technik, wodurch ſie bewegt werden, auf's genaueſte. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut iſt, die Gelenke an den rechten Ort ſetzt, ſo waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die ſie hervorbringen ſollten, ſehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor ſeinem Ende mit der Geſellſchaft zu Verbeſſerung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beſtändigem Verhältniß blieb und ſeine Betrachtungen mittheilte, die er über dieſen Gegenſtand immer fortſetzte. Als Beweis ſeiner unveränderlichen Neigung zu dieſen Gegenſtänden kann man anführen, daß er nicht vier und zwanzig Stunden vor ſeinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, ſeiner Tochter den Wunſch ausdrückte, daß ſie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlaſſen möge. Eben ſo verordnete er in ſeinem Teſtamente, daß von den alten Matroſen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Penſion regelmäßig bis an ſein Ende erhalten ſollte, welches denn auch durch ſeine treffliche Tochter gewiſſenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren ſeine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz

vor ſeinem Tode ausgeſprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es ſind dieſe ſchönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daſelbſt aufbewahrt. Eine Marmorbüſte des Herrn Gore wird daſelbſt auch das Andenken an ſeine Perſönlichkeit erhalten. Seinen Überreſten geſtattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergeſetzt zu werden, wo ſie neben ſeiner ältern Tochter Eliſe Gore, einer der würdigſten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruheſtätte gefunden. Ihm daſelbſt ein vollſtändiges Monument zu ſetzen, war ſeiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beſchreibung der ſechs Gemählde, die zwei Treffen bei Tſchesme vorſtellend.

S. oben Seite 130—138.

Erſtes Gemählde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nöthigen.

Die türkiſche Flotte war in einem Halbcirkel am rechten Ufer des feſten Landes bei Tſchesme geordnet.

Das türkische Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast commandirte der Kapudan Pascha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Mast war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Contre-Admiral; alle andern türkischen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, dreißigtausend Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern, und die Schifftruppen im Nothfalle abzulösen. Hievon sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft, nur einige vorgestellt sieht.

Der Ober-General der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Estafi und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Estafi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische

Flotte eine Zeit lang beſchoſſen hatte. Die zweite Diviſion, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Trierarcha und Raſtislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Trierarcha ſich befindet, auf deſſen großem Maſt man die große Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe ganze Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte Diviſion beſteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinſtone, der ſich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmirals-Flagge auf dem Beſanmaſt. Die ganze Diviſion hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die ſich bei der zweiten Diviſion nach vorn zu befindet, wirft beſtändig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemählde.

Treffen von Tſchesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Eſtafi, welches das Schiff des türkiſchen Contre-Admirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Maſt deſſelben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer deſſelben ſieht man im Vordergrund. Man erblickt Ruſſen, welche die türkiſche Flagge retten, um dieſes Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken

und Russen, die sich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmast des Admiralschiffes Trierarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen, und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Rastislaw hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort zu manövriren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Contre-Admirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Contre-Admirals, das durch den St. Estafi genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich in's Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Contre-Admiral hat sein Ankertau gekappt, seine Flaggen gesenkt, und entfernt sich, um nicht

durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anſtalten daſſelbe zu thun, während es ſich noch ſchlägt. Alle übrigen Schiffe, dieſelbe Gefahr und das beſtändige Feuer der ruſſiſchen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemählde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tſchesme.

Die Türken ziehen ſich in den Hafen zurück mit geſenkten Flaggen. Das Schiff Trierarcha, worauf ſich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maſte unter der Kaiſerflagge aufgeſteckt war. Das Schiff ſelbſt aber und der Raſtislaw iſt noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück, und nähern ſich ihren Schiffen. Der Vordergrund ſtellt eine kleine Inſel vor, wo ſich ein türkiſcher Poſten befindet, der den ruſſiſchen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beſchwerlich fällt; ſie antworten demſelben, indem ſie ihren Weg fortſetzen. Mehrere Türken von der Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes retten ſich auf dieſe Inſel.

Viertes Gemählde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Netron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Africa, Nadeschda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Contre-Admiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes sieht man die Cornette, und auf dem Flaggen-Maste drei angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskiren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadeschda nähert sich der türkischen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tschesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemählde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme.

Die drei Schiffe, Europa, Rastislaw und Retron Menja, liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Nadeschda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Africa fährt fort die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effecte eines Schiffes, welches auffliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert, und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effect sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet, und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines

drei Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemählde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen; sodann vier Galeeren, die einzigen Überbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Trierarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackerts Kunstcharakter
und
Würdigung seiner Werke,
von
Herrn Hofrath Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmahler und das Eigenthümliche seiner Werke klar aus einander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmahlerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen höchstachtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmahlerei seit dem 17ten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Caspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist

nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunsttheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunct erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmahlerei nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Übereinstimmung der Theile zum künstlich mahlerischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospectmahlerei, deren Ursprung bei den bildnißliebenden Engländern zu suchen sein dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Prospecte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmahlers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospectmahlerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und

Wahrheit ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Über dieſes nimmt man bei Hackert eine beſtändige Thätigkeit des guten Geſchmacks oder wenn man will des Schönheitsſinnes wahr. Freilich ſind ſeine Gemählde nicht alle, hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunct ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der mahleriſche Effect weſentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Überſicht von Hackerts Künſtlerverdienſt zu gewinnen, iſt es nothwendig, eine nähere Prüfung anzuſtellen, in welchem Maße er den verſchiedenen Eigenſchaften Genüge leiſtete, die von dem Kunſtwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreiſe landſchaftlicher Proſpectmahlerei, und ſo machen die Werke unſeres Künſtlers auf dieſes höchſte Verdienſt keinen Anſpruch. Auch iſt aus den wenigen, frei erfundenen Landſchaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er ſich wohl ſchwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Proſpectmahler

nicht frei überlassen, und in sofern war Hackerts Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpuncte bewiesen, so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospectmahlerei aus einem doppelten Gesichtspuncte betrachtet werden. Erstlich, in wiefern der Mahler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinewand überzutragen versteht; und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens, in wiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen, in einem Gemählde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannichfaltig; der Künstler druckt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht

ist das Detail hiebei oft größer als es dem mahlerischen Effect des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackerts früheren Gemählden Mangel an Übereinstimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt mahle. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackertschen Gemählde mit den Meisterstücken der älteren großen Künstler entspringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemahlt als er. Daß hingegen manche seiner späteren Arbeiten etwas bunt seien, läßt sich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, scheint er, indem er nach der Natur mahlte, durch das an sich löbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu sein. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren, und er sich zu Übertreibungen genöthigt sah. Hackerts Colorit ist deßwegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemählden,

wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Haupteigenschaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vortheile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch sei, Hackerts Gemählde geben zwar, in Hinsicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit: doch haben sie auch eben so wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück; wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr herantreten, und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß

Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Ölgemählde, sondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seien mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet: der vernachläßigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemählde sind, wie es für Prospecte schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl, als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmahlerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigen-

ſchaften ſeiner Kunſt wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieſes Fach erforderlichen Talente im hohen Grade beſeſſen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetiſchen Landſchaftsmahlerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und ſo bleibt nur noch zu unterſuchen übrig, ob von ſeinen Nachfolgern jetzt ſchon einer in dem genannten Fach mehr geleiſtet, oder in wiefern zu erwarten ſtehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den erſten Theil der Frage hat die Erfahrung ſelbſt ſchon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landſchaftsmahler (mit ihrer Gunſt ſei es geſagt!) Ausſichten nach der Natur im Ganzen ſo vortrefflich darzuſtellen vermag, als wir ſolches in Hackerts Bildern wirklich geleiſtet ſehen. Über den zweiten Theil kann man zwar nicht entſcheidend ſprechen: denn die Gränzen des Möglichen ſind nicht wohl zu beſtimmen; abſehen aber läßt es ſich allerdings nicht, wie es jemand gelingen ſollte, gegebene landſchaftliche Gegenſtände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte ſich einer mit noch ſtrengerer Gewiſſenhaftigkeit an's Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, ſo würden ſeine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geſchmackloſen Naturalismus ſchwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was ſchon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der

Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zusetzen und Weglassen, so wie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren mahlerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten; so würde er schon in das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmahlerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert sein, aber diesem doch seinen Rang als erstem Mahler des bedingten Faches der Prospecte nicht streitig machen können.

Über Landschaftsmahlerei.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtsein lebte, Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzersche Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er

so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Überzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte, und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand; so wünschte man natürlich diese fruchtbaren Lehren auch auf's Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmahlerei. Gewöhnlich glaubt man, es sei etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu mahlen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die

ſcherzende Natur Städte, Häuſer, Thürme, ja ſogar oft Bäume vorgeſtellt hat. Im Lumachell-Marmor ſieht man allerlei Figuren, beſonders Köpfe, ſowohl Carricaturen als ſchöne Geſichter. Dieß hängt aber mehr von unſerer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in ſolchen Dingen zu ſehen glaubt. Und ſolchen zufälligen Naturerſcheinungen ſind gar oft die unbeſtimmten Entwürfe mancher Mahler ähnlich.

Viele mißrathene Hiſtorienmahler legten ſich auf das Landſchaftsmahlen, weil ſie es für leicht hielten; ja ſie glaubten ſich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn ſie ſich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verſchafft hätten; ja ſie ſprachen ſelbſt mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben ſich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch iſt ihr Name unbekannt geblieben.

Es iſt beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man dieſe Kunſt der Landſchaftsmahlerei nicht in ihrem ganzen Umfange ſtudirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menſchliche Leben dazu zu kurz iſt, wie zu allen andern Künſten. Jetzt da ich 60 Jahr alt bin, fange ich erſt an wahr zu ſehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem ſechzehnten Jahre an ſie belauſchet und mit Eifer und Fleiß ſtudirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmahlerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannichfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder mahlen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmahler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine mahlerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft, an Öl, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem italiänischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man z. B. Toscana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus solchem Gesichtspunct betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können sie gut und dienlich sein, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und

gar nicht: die Natur ist zu sehr gekümmert, selten mahlerisch. Je weniger die Gegenden cultivirt sind, je mahlerischer sind sie. An Vorgründe ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu mahlen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sei, daß er Architektur, Optik und Perspective kenne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig sein kann. Außer dem Focus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie auf's Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Luftton so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem

gewissen Rauchton, den viele Künstler Speckton nennen, und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Überhaupt ist es in der Kunst schwierig das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Übung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und mahlt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu mahlen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg

in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Ätna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden, oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannichfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Übung und Zeit. Nach meinem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Classen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Castanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Äste und in der Form des Ganzen, wie

auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w., genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Äste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannichfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich sein.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über dem untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variirten Ästen bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmahler. Wenn

der Künſtler vieles nach der Natur gezeichnet hat, ſo wird er ſich ſolche ſchöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf dieſem Wege die ſchönſten Regeln der Kunſt finden, und das ſchöne Ideal wird ihm nicht fremd ſein. Da alles in der Mahlerei ſinnlich iſt, ſo iſt nichts bei allen unſern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger ſchon dargeſtellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, ſo ſind ſie doch aus bekannten Gegenſtänden entſtanden. Wir finden ſie aber neu, weil unſer Gedächtniß bei der großen Mannichfaltigkeit der Eindrücke ſich nicht mehr erinnert, wo wir ſie her haben. Je mehr nun der Künſtler Localgedächtniß hat, je mehr wird ſein Kopf angefüllt ſein von ſo mannichfaltigen Gegenſtänden, die er theils ſelbſt gezeichnet, oder auch nur geſehen hat. Es wäre wohl zu wünſchen, daß der Künſtler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet: allein das Leben iſt zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauſcht, ſo ſind die Jahre da, daß man davon ſcheiden muß, und die Kunſt aufhört.

Wenn des Künſtlers Hand einigermaßen geübt iſt, daß er in allen Wendungen und auf alle Weiſe die Blätter und Partien der Bäume hinſchreiben kann, ſo muß er nach der Natur zeichnen, ohne ſich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der

Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang so fortgefahren, so wage er es, große schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur, so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunct wenigstens zweimal so weit vom Baume nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt es das Terrain, so ist es besser drei- oder viermal so weit entfernt zu sein: denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es ist nöthig, sich in den verschiedenen Arten zu üben: sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und es ihm hernach schwer wird sich an andere zu wagen, die ihm

nicht geläufig ſind. Auf dieſe Weiſe kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumſchlag zu lernen, aus dem der Charakter eines jeden Baumes erſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler citiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Vieles iſt hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſein, er war aber immer derſelbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum ſogleich erkenne, ſo wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſtlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Übung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieſes läßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen Baum gezeichnet hat, ſo ſuche er ſich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der ſich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; ſo bleibt es kein bloßes Studium von Baum, ſondern es wird ſchon eine Landſchaft. Nichts

gefällt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemählden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulcanischen haben einen ganz besondern Charakter sowohl in der Form, als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunct, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genöthigt viele wegzulassen und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freilich eine

gewiſſe Übung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung herrſcht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darſtellen ſoll. Bei'm Mahlen iſt dieſes leichter als bei'm Zeichnen, wovon ich an ſeinem Orte ſprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künſtler nicht allein ſeinen Standpunct wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug ſtehen, und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauſchen, in welchem Licht ſie den beſten Effect macht, es ſei früh Morgens oder etwas ſpäter, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er ſich hierüber beſtimmt, ſo iſt es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur ſchön beleuchtet iſt, wenigſtens die Maſſen des Schattens anlege und ſodann nach ſeinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde ſich wieder hinſetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauſchen, bis er ihn ſo weit hat, daß er das Bild glaubt nach ſeiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künſtler im Anfang mit dieſer Mühſamkeit und Geduld fort, ſo wird er bald ſeinen Endzweck erreichen. Freilich iſt es ſchwer, daß ein feuriges Genie ſich zwingen ſoll, ehe ſeine Werke gerathen, mit Geduld ſo oft an denſelben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, ſie mögen ſo groß

sein wie sie wollen, es kommt endlich auf den Punct, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Überlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sei, wie solches Nicolaus und Caspar Poussin, Caracci und Dominichino geleistet haben. Diese Meister formirten einen großen und einnehmenden Stil; man findet nichts Kleinliches in ihrer Composition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte

Bäume gemahlt. Genug man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail ſuchen. Doch kann man an dieſen Meiſtern ausſtellen, daß ihr Baumſchlag immer derſelbe ſei, und ein Baum ſich ſelten vom andern unterſcheide. Ingleichen wäre zu wünſchen, das Colorit möchte wahrer ſein; es iſt nicht der Ton der Natur: die Fernungen ſind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperſpective, und die Vorgründe und andere Plane zu ſchwarzgrün; Felſen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die ſie in Ölfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit ſei, weil ſie in Öl, durch Kupfer und Vitriol, die ſie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caſpar Pouſſin nie harmoniſch geweſen ſein kann, auch da ſeine Bilder neu waren. Im Palaſt des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landſchaften geſehen, ſowohl auf Kalk als Leinwand und Bretern; keine waren harmoniſch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne dieſe Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemahlt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorherſah, daß ſie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 25 Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meiſter, welche die Regeln des großen Stils aus der ſchönen italiäniſchen Natur geſchöpft haben, nehmen uns ein, ſowohl wenn ſie ſchöne als wenn ſie ſchreckliche Gegenſtände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter ſind ſo ſchrecklich ſchön, daß ſie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenſtände ſind reizend, durch die großen und mannichfaltigen Linien, auch da wo die Landſchaft gleichſam in der Vogelperſpective vorgeſtellt iſt, wie z. B. an der großen Landſchaft von Caſpar im Palaſt Colonna, wo Abraham ſeinen Sohn zum Opfer führt. Dieſes Bild iſt weniger ſchwarz geworden als die andern, iſt harmoniſcher und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemahlt hat, bedient ſich in vielen Fällen des Pouſſiniſchen Stils. Seine Compoſition iſt angenehm, die Gruppirung der verſchiedenen Bäume reizend, und man ſieht überhaupt, daß ſein Gefühl für die ſchöne Natur außerordentlich fein geweſen, ob man wohl tadeln könnte, daß ſeine Perſpective fehlerhaft iſt, und man öfters wünſcht, daß bei ſo vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was ſein Colorit betrifft, ſo iſt meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es ſo vollkommen zu machen. Sein Duft in verſchiedenen Tageszeiten, ſowohl in der Ferne als der Luft, iſt außerordentlich. Man findet den ganzen Nebel des Morgens und zu

Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussins Figuren sind im großen Stil und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte

selbst: die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden sein. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmahlerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche, und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von Einer Hand. Der Maltheſische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemählde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche

Verweiſe, daß ich dieſe koſtbaren Sachen nicht genugſam ſchätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemählde zwar gut verſtünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künſtler einzuſehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien ſah, die ich und mein Bruder Johann daſelbſt gemacht hatten, ſagte er mir, daß es thöricht ſei, ſich ſo viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber ſeine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er ſagte freilich nach ſeiner Art ſehr wahr; denn da ihm die wahre Wiſſenſchaft der Kunſt fehlt, ſo ſieht man in allen ſeinen Gemählden, daß ſie manierirt ſind, ungeachtet dieſer Künſtler wahre Verdienſte im Effect hat. Seine Eruption des Veſuv und ſeine Mondſcheine, beſonders die aus ſeiner guten Zeit, ſind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, iſt jämmerlich, weil er keine Perſpective, noch die wahren Formen der Natur verſteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tik. Sie ſtudirten nichts nach der Natur. Delaine imitirte die ſchwarzen Gemählde von Caſpar Pouſſin, und mahlte die ſeinen noch ſchwärzer. Forreſter that ungefähr das Gleiche: zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundſätze. Unſre Damen, die Liebhaberinnen im Landſchaftszeichnen ſind, machen es beſſer. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete

die Linien nach der Natur, oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen, und mahlte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claude'schen Stil. Ich kann nicht läugnen, daß ich Reiffensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen gibt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemähldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es gibt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr

viel auf die Gemüthsbeſchaffenheit an, und wie der Menſch geſtellt iſt; und ſo kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell ſchöne. Öfters hat derjenige, der ſie anſchaut, daſelbſt mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen ſchließen ſich an, kurz er fühlt ſich in dem Augenblick glücklich.

Eine ſchöne Gegend mit Waſſer, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren ſieht, erregt gemeiniglich den Wunſch darin ſpazieren zu gehen, in der Einſamkeit ſich ſelbſt überlaſſen ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an ſolchen Stellen Figuren gemahlt, ſo macht ſie nicht mehr den Effect, ſondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochſen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil ſie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt ſind, ſo tragen ſie auf Spaziergängen zu unſerm Vergnügen bei. Wünſchen wir hingegen eine völlige Einſamkeit, ſo verhindern ſie uns auch an den ſchönen Ideen, und man wünſcht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchſtens kann ein Hirt, oder ein paar Hirten, ſitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Dieſe weil ſie unſchuldig ſind, und bloß in der Abſicht das Vieh zu hüten auf der Stelle ſitzen, verhindern uns nicht an unſerm Vergnügen, ſondern erregen wohl eher eine unſchuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben, und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemählde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Stil ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sei, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nicolaus Pouſſin, wo die Person bei der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

Über Ölmahlerei.

Zu der Zeit als die Kunst mit Ölfarben zu mahlen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studirte seine Öle und seine Farben, und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr

zurückgekommen, weil wenig Mahler ſelbſt darauf nachgedacht haben, und andere an dieſem Haupterforderniß zu ſparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläſſig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügeriſcher Habſucht verfälſcht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Mahler nicht wiſſen konnten, z. B. daß die Terra verde in Öl mit der Zeit ſchwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermiſcht, durch's Weiß zerfreſſen wird; daß alle Farbe, worin ſich Vitriol oder Kupfer gemiſcht findet, ſchwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Unterſuchung alter wohlerhaltener Gemählde habe ich vieles gelernt; beſonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meiſter habe ich bei genauer Unterſuchung vieles geſehen. Ich will mich hier in keine beſondere Beſchreibung, wie die alten Meiſter ihr Mahlen behandelt, einlaſſen, ſondern bloß beſchreiben, wie ich es behandle, und was ich am beſtändigſten und dauerhafteſten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unſern Voreltern überliefert erhielt, welche ſämmtlich Mahler waren. Das Übrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugeſetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben ſchlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein

der Vitriol, der ſich öfters in dieſen Farben befand, die Bilder ſchwarz machte, ſondern auch, daß die Luft, die das Öl ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, ſo daß ſie durch die Leinwand durchſtreichen konnte, daß die Luft, ſag' ich, die Farben ſchwarz gemacht hatte. Ich ſah ein ſchönes Bild von Salvator Roſa in Rom, welches auf ſolche ſchlecht gegründete Leinwand gemahlt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens ſich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut ſtehen geblieben und ſah ſehr ſchön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es ſo ſchwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie ſchön aber das Bild geweſen, ſah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie geſagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern; wo die Luft alſo nicht hatte durchſtreichen können. —

Leider bricht hier der Aufſatz ab, und iſt wahrſcheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne intereſſant geweſen ſein, Hackerts techniſche Bemerkungen zu erfahren, weil er ſowohl im Mahlen als im Reſtauriren der Bilder beſondere Einſichten hatte. Von dem letzten zeugt ſeine kleine Schrift in Form eines Sendſchreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura,

1788, welche auch in's Deutſche durch den Galerie-Inſpector Riedel in Dresden 1801 überſetzt worden. In dieſem Aufſatz wird die oben Seite 266 ff. erwähnte Reſtauration der Bilder durch Andres und das Firniſſen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4. November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters iſt verloren; indeß bin ich geſund, und mit einem kleinen Huſten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwiſcht. Ich mahle und ſtudire fleißig wie ein junger Burſche.

Ihr Werk: Winckelmann und ſein Jahrhundert, habe ich geleſen, welches mir unſer Prediger, Schulthesius in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieſes Buch. Es iſt mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geſchrieben, deutlich und belehrend. Es iſt das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunſt geſchrieben iſt, das ich gut finde. Warum haben

Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deßwegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Übrigen verbunden werden.

Öfters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit mahlt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemählde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Öl und Farben u. s. w., so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Ölgemählde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemählde wirklich gemahlt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Dietrichs Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in niederländischen Gemählden herrscht, ist öfters dem

Künſtler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrſcht, zuzuſchreiben und der ſich, wenn das Gemählde friſch iſt, ſo in die Farben verſaugt, daß es keine Möglichkeit iſt, ihn herauszubringen. Dieſes geſchieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde iſt; denn alsdann bringt die Bieſter Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der ſelige Johann, hatte in London im Winter eine Landſchaft gemahlt, die ich nach ſeinem Tode kommen ließ, wo die Bieſter Luft ſo eingedrungen war, daß ſie auch Andres, der geſchickte Bilderputzer, nicht heraus bringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemahlt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht ſpotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es iſt nämlich, mit dem großen idealiſchen Stil Wahrheit der Natur ſowohl in Ton als Formen zu verbinden. Pouſſin, Caracci, Dominichino u. ſ. w. haben einen großen Stil; allein die Objecte ſind auch öfters ſo unwahr, als wären ſie aus einer andern Welt. Dieſe Convention, wie bekannt, iſt einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, ſo iſt es nicht allein unwahr, ſondern hart. Man entſchuldigt dieſe reſpectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu mahlen ihre Gemählde ſchwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Pouſſins Waſſerfarben-

Gemählde im Palaſt Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palaſt Borgheſe beweiſen, daß Pouſſin nie harmoniſch in der Farbe geweſen iſt. Seine Luft iſt immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen monotonen Bäume, die allzugelben Felſen und Wege, wo der bloße Ocker herrſcht, können nie übereinſtimmend geweſen ſein. Dieſe Waſſerfarben-Gemählde haben ſich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde ſind hingegen ſeine Ölgemählde eher harmoniſch geworden. Francesco di Bologna iſt in ſeinen Waſſerfarben harmoniſcher. Seine Bäume haben denſelben Fehler, daß ſie dunkelgrün und monoton ſind. Boguet hat in Piſtoja einen Saal gemahlt, und des Pouſſins gelbe Felſen und kohlſchwarze Bäume ſo imitirt, daß einem angſt und bange wird, wenn man es anſieht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich ſo viele Geſchicklichkeit hat, und ernſthafte gute Studien im Portefeuille beſitzt, ſolch tolles Zeug darſtellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Verſuche in's Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verſchönten Stil, den Silberton der ſchönen Natur, die neblichten Dünſte, die ſchönen Formen der Bäume, ohne den Charakter zu vernachläſſigen, kurz alles mögliche Idealſchöne, was die Natur einer Landſchaft darbietet, in einem Gemählde darzuſtellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landſchaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen, und die großen Meister zu bestehlen, oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Stils an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Gibt es für diesen neuen Stil nicht im Allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen, die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassevilliſchen Geschichte aus Rom hierher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er mahlt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Colorit. Er mahlt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Pouſſiniſchen Stil, welche besser sein würden, wenn er den Pouſſin weniger nachahmte.

Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Director der Akademie. Desmarés ist hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, compact, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemählden, sind ausnehmend schön; die Sujets aber immer grausam, Mord und Todschlag. Noch seh' ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemählden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst, und hatte sich sein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. —

Hinterlassenes.

Nach Hackerts Ableben sind seine sämmtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen; darunter zuerst mehrere Gemählde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht diese Kunstwerke auszuspielen, und wird deßhalb zu seiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weßwegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospectmahlerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winckelmann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25—33, wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche Abbildung in Kupfer gestochen beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldne Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr in's Hellgelbe schimmernd,

mit viel Feuer. Die Mütze iſt mit einem Kranze umgeben. Am Halſe ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit iſt höchſt fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Anſehen; die Arbeit vortrefflich. Oberwärts iſt ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beſchädigt.

4) Fragment einer Camee. Der Charakter iſt junoniſch. Der noch vorhandene Grund iſt ſchwärzlich grau. Das Relief beſteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halſe. Das Weiße hat das Anſehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Naſe hin ſitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit iſt die trefflichſte.

5) Jupiter auf ſeinem Thron mit niedriger Lehne ſitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgeſtreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgeſtreckt hält. Einſchnitt in Lapis Lazuli. Leichte geiſtreiche Arbeit.

Dieſe Steine würden ſämmtlich zur größten Zierde auch ſelbſt eines reich ausgeſtatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine ſind von mehreren bekannten Künſtlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Inſpruck; von Johann und Ludwig Pichler, ſei-

nen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachſen; von Aleſſandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amaſtini aus Foſſombrone; Johannes Webber; Petrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Conſtanzi; Camillo Piaſtrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Thereſe Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaſparre Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Raffaelli aus Rom.

Man ſieht hieraus, daß dieſe Sammlung für die Geſchichte der neuern Steinſchneidekunſt ſehr unterrichtend ſein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlaſſen.

Lesarten.

Dieser Band entspricht dem siebenunddreissigsten der Ausgabe letzter Hand. Die Bearbeiter sind: Adolf Michaelis (Winckelmann) und Otto Harnack (Philipp Hackert). Als Redactor ist Erich Schmidt betheiligt.

Winckelmann.

Einleitende Bemerkung.

Die Beschäftigung Goethes mit Winckelmanns Briefen an Berendis, die in den Besitz der Herzogin Anna Amalia gelangt waren, tritt zuerst während des Aufenthalts im Garten im Sommer 1799 auf: er liess die Briefe abschreiben, revidirte sie, und studirte Winckelmanns übrige Briefe und ältere Werke (Tagebücher 2, 257 f., vgl. Goethe an Schiller v. 21. Aug. 1799). Der Herausgabe selbst trat er erst im Februar 1804 näher (Tageb. 3, 98 z. 7. Febr. 1804), wo im Intelligenzblatt der Jen. allgem. Lit.-Zeitung No. 26 S. 201 folgende Ankündigung erschien:

Ungedruckte Winkelmanniſche Briefe.

Von bedeutenden Männern nachgelaſſene Briefe haben immer einen großen Reiz für die Nachwelt, ſie ſind gleichſam die einzelnen Belege der großen Lebensrechnung, wovon Thaten und Schriften die vollen Hauptſummen vorſtellen.

Beſonders giebt es Menſchen, die ſich mehr in Briefen als im Umgange und ſonſt zu ſchildern beſtimmt ſind. Unter dieſe gehörte Winkelmann, der ſich am freiſten fühlte, wenn er, mit der Feder in der Hand, vor einem Briefblatte ſich einem vertrauten Freund gegenüber wähnte.

Mehrere ſeiner gedruckten Briefe legen hievon ein Zeugniß ab, wozu die Sammlung, welche wir ankündigen, ſich bedeutend

gesellen wird. Die vorliegenden Briefe sind an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen mit der freisten Vertraulichkeit geschrieben; funfzehn derselben vor seiner Abreise nach Rom. Aus nachstehender Anzeige des Inhalts läßt sich ihr Werth schon genugsam schätzen.

(Es folgt eine Inhaltsangabe der 27 zur Herausgabe bestimmten Briefe.) Der Druck der Briefe bei Frommann war im August 1804 beendigt (Brief des Druckers im Archiv); dann folgte H. Meyers „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", dessen Schluss Goethe im December revidirte (Tagebücher 3, 108 z. 26. Sept., 109 z. 23. und 24. Dec. 1804). Hierbei hatte auch Fernow mitgewirkt (s. u. S 394). Um dieselbe Zeit machte sich Goethe an „die Schilderung Winckelmanns, die doch auch nicht aus dem Stegreif gemacht werden kann" (an Schiller v. 21. Dec. 1804). Von schwerer Krankheit gehemmt arbeitete er daran in den ersten Monaten des Jahres 1805 und „hätte das Winkelmannische Wesen gern bei Seite" (an Schiller v. 22. Febr. 1805). Auch ersuchte er F. A. Wolf um einen versprochenen Beitrag (an Wolf v. 24. Jan. 1805), für den er, bei Übersendung des bis dahin Gedruckten und des Meyerschen Beitrags zur Schilderung Winckelmanns, dem Freunde eine ziemlich ausführliche Darlegung seiner Wünsche übersandte (an Wolf v. 25. Febr. 1805, vgl. Tagebücher 3, 111; s. unten zu S 83, 1). Am 20. April meldet er Schiller, dem er „unsere Winckelmanniana etc." am 26. Februar zur Ansicht übersandt hatte und der versprochen hatte „nach seiner Weise theilzunehmen" (Tag- und Jahreshefte C 31, 193): Die drei Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns sind gestern abgegangen. Ich weiß nicht welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: *in doloribus pinxit.* Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtschmerzen nicht spürte. Am 2. Mai schreibt Goethe an Wolf, der seinen Beitrag zurückverlangt zu haben scheint: Winkelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beiträge sind in Setzershänden, *unde nulla redemtio.* Es geht mir dabey wie Ihnen, ich weiß kaum

ſelbſt recht mehr was ich geſchrieben habe; und doch mußte ich bey ſo oftmahliger Unterbrechung, die Sache ſo oft von vorn wieder aufnehmen, daß ich zuletzt faſt gar nichts mehr daran gewahr werden konnte.

Drucke.

E: Winkelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1805. 8°. XVI und 496 S. Sehr correct. Reihenfolge: I. Widmung an die Herzogin Anna Amalia. II. Vorrede. III. Winkelmanns Briefe an Berendis I—XXVII. IV. [H. Meyer] Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. V. Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns. a. Vorwort. b. Aufsatz von Goethe. c. Aufsatz von H. Meyer. d. Aufsatz von F. A. Wolf. (Ohne Angabe der verschiedenen Verfasser.) VI. Verzeichniss sämmtlicher Winkelmannischen Briefe in chronologischer Ordnung. VII. Namenverzeichniss.

W: Goethe's Werke. Zwey und zwanzigſter Band. Original-Ausgabe. Wien, 1821. In Carl Armbruſter's Buchhandlung. Stuttgart: In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Gedruckt bey Anton Strauß. Zweiter Titel: GOETHE'S WERKE. XXII BAND. Original-Ausgabe. [Genius die Hände auf die Büsten Winckelmanns und Goethes legend. L. Schnorr v. K. del. C. Rahl sc.] Wien und Stuttgart 1821. Dritter Titel wie in *E*. 8°. XXIV und 561 S. Abdruck von *E* mit manchen Flüchtigkeiten und in veränderter Reihenfolge, indem III zwischen V und VI seine Stelle gefunden hat.

C[1]: Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Siebenunddreyßigſter Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1830. 16°. S. 1—97. Enthält nur die Abschnitte I. II. V. Stimmt in den wesentlichen Fehlern mit *W* überein, doch sind die in *E* gebrauchten Abkürzungen (W. statt Winckelmann, 90, 11 Gr. statt Grafen, 90, 19 15ten statt fünfzehnten, 92, 9 B. statt Bünau, 94, 23 13 statt dreyzehn u. s. w.) beibehalten, während sie in *W* durchweg aufgelöst sind.

C: Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Siebenunddreyßigſter Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1830. 8°. S 1—100. Stimmt mit C^1 überein, doch minder correct.

Da CC^1 von *W* abhängig sind, die Neuerungen in *W* aber auf Willkür beruhen, so war, abgesehen von der Orthographie und Interpunction, überall auf *E* zurückzugehen, so weit nicht bestimmte Gründe nachträglicher Änderungen sich erkennen lassen. Ein ähnlicher Weg ist bereits eingeschlagen worden in der mit Dank benutzten Ausgabe von Fr. Strehlke (Goethe's Werke. Nach den vorzüglichſten Quellen revidirte Ausgabe. Achtundzwanzigſter Theil. Schriften und Aufſätze zur Kunſt. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von F. Strehlke. Berlin. Guſtav Hempel. O. J. S 183—229 und S 892 f. Diese umfasst nur die von Goethe selbst herrührenden Abschnitte I. II. V a. b.

Handschriften.

Das Goethe-Schiller-Archiv besitzt einen Theil des von Riemer für den Druck hergestellten, von Goethe eigenhändig durchcorrigirten Manuscripts. Darin sind enthalten I. Titel und Widmung an die Herzogin, II. Vorrede, III. die 27 veröffentlichten Briefe Winckelmanns an Berendis, IV. Meyers Entwurf einer Kunstgeschichte, von ihm selbst geschrieben und von Goethe durchgesehen (vgl. Tagebücher 3, 109 vom 23. und 24. Dec. 1804); darin zwei Einlagen von Fernows Hand (*E* S 206—213. 248 Um — nachzuahmen), vgl. Tag- und Jahreshefte zum Jahr 1804: Um das was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannichfaltige Weiſe dienen könnte, zuſammenzuſtellen, zog ich die werthen Freunde, Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena, mit ins Intereſſe (*C* 31, 181). Für die Abschnitte V—VII fehlt das Manuscript.

Ausserdem befindet sich im Archiv ein Convolut mit Vorarbeiten, von Goethe bezeichnet Ausgabe Winckelmanniſcher Briefe 1804. Darin liegen Abschriften der beiden nicht

mitabgedruckten Briefe vom 19. Dec. 1754 und vom 15. Juli 1757 (veröffentlicht im Weimarischen Herderalbum S 455 ff.). Vier Blätter enthalten eigenhändige Auszüge aus den verschiedenen Sammlungen Winckelmannscher Briefe, mit gelegentlichen Bemerkungen Goethes, z. B. Winckelmann dachte immer an ſich, nie über ſich [vgl. 60, 25]. *NB.* Merkwürdig das zufällige deſultoriſche in ſeinen Studien [vgl. 25, 4 ff.]. Die naive Art wie er den Grafen Bünau den größten Ariſtocraten von ſeinen Unarten gegen die Cardinäle unterhält. Er findet angenehmer ſeine Zuſtände zu beſchreiben als von großen Sachen zu reden [vgl. 61, 4]. Lutheriſche Kirchenlieder ſonſt keine Spur von Neigung zur Poeſie [vgl. 56, 5 ff.]. Ein fünftes Blatt, theils von Goethes theils von Riemers Hand, enthält eine Zusammenstellung von Notizen, die unmittelbar zur Verwerthung bei der Charakteristik bestimmt waren. Es lautet folgendermassen:

Merkwürdige Fremde, Fürſt von Deſſau, Prinz von Strehlitz, Erbprinz von Braunſchweig, Baron Riedeſel, der ältere Stoſch, den er nicht perſönlich kannte, Muzel Stoſch.
Schilderung des Gouvernements zu ſeiner Zeit.
Notiz der übrigen Nationen von ihm.

Derbe Sinnlichkeit.
Bedürfniß eines gegenwärtigen Genuſſes.
Spätes Verhältniß zu den Weibern.

Derbheit
Tüchtigkeit
Klugheit
Würde
Cynismus beſonders in Briefen
Wahrheit und guter Humor
Selbſtigkeit

Abneigung gegen die Franzoſen u das Franzöſche

1—4, 16—396, 4 und 396, 9—25 *g*, das Übrige von Riemer. Die mit Schwabacher Lettern wiedergegebenen Zeilen sind mit einem leichten schrägen Strich durchzogen.

Neigung zum Schulmeiſtern
Das Herz auf dem rechten Fleck.
Es iſt nichts lächerliches in Meinem Leben.
Nicht mit Fremden herumſtehen
Und thut es doch
Der Menſch iſt eine vielſylbige Charade und wenn andere das Wort das ihn bezeichnet mit Leichtigkeit entziffern ſo wird er ſelbſt nur über wenige Sylben deutlich.
Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt
ſeinen körperlichen Zuſtand. Das ſchönſte Denckmal des Man-
Beſchäftigung mit ſich ſelbſt. nes iſt der Mann ſelbſt.
Man ſieht in keinem Brief eine Theilnahme an einem andern als einem gemeinſamen Geſchäft.
Herrliche Sinnlichkeit. Denn wie der Geiſt des Menſch.
Mich. Angelo Gedichte. Geſch. der Kunſt p. 132
Die höchſte Schönheit iſt in Gott Die Griechen waren 133
wie Gott.
Kunſtſchönheit Correſpondirt unter allem irdiſchen am ſtärkſten Geſellſchaft der Alterthümer
mit der Idealität. London
Pindariſches Lob. Fragmente über die neueſte deutſche Litteratur.

Lesarten.

5,3 mannigfaltige *E* immer so 6 Winkelmanniſche *EW* immer so 10 Winkelmann *EW* immer so 6,7 wer mag einer ſolchen Betrachtung nachhängen? Wer *H*, von *g* getilgt 12 fördernder fördernder *H* 16 wovon *g* aus davon *H* 7,6 je mehr ſich ſchon gar manches *g* aus als gar manches ſich *H* 8 ſchon] gegenwärtig aus ſchon, dann ſchon wiederhergestellt *g*

6—8 vgl. 61, 9ff. 23] Herder, Über die neuere Deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten (1767) S. 144 f. Sämmtliche Werke, Suphan 1, 218 f.

g bedeutet eigenhändig mit Tinte Geschriebenes.

10—12 zu — Alter, *g* aus jenes eigenen Familienglücks, eines hohen und gesunden Alters *H* 12 gelangen *g* aus theilhaft werden *H* spät einer *g* aus lange der *H* 14 noch gestrichen und wiederhergestellt *g* 8, 1—8 eigenhändig 4 und] der ich *g* 9, 11 wie sie denn auch *g* aus da sie denn *H* (denn gestrichen und wiederhergestellt *g*) 10, 1 eben demselben *g* aus demselben *H* 5 erfahrenen *H*: erfahrnen *E*—C^1 8 vorliegendes Werk] vorliegender Band *HEW* 9 erwähnen *g* aus gedenken *H* 18 selbständige *g* aus selbstständige *H* 22 lernt; *g*. Semikolon vor dem Nachsatz öfter in *HE*, wo WC^1C ein Komma setzen. 22. 23 heftig — vielleicht *g* aus heftig und ergreift vielleicht eine andre *H* 26 einsehen *g* aus empfinden *H* 11, 2 verdankt *g* aus dankt *H* 9 kaum *g* aus kurz *H* 11 Denn *g* aus denn *H* unserer C^1C 14 dem abermahls künftigen *g* ebenfalls *g* aus auch *H* 17 nicht lieber sich *g* aus sich nicht lieber *H* 12, 7 Was *g* aus was *H* 8 von dem] vom *W* 13 manchmal] durchaus *HEW* 14, 10 wahrer Galimatias *E* ebenso *g* aus wahres Galimathias *H* wahrer Gallimathias *W* 20 Glücke *g* aus Glück *H* Glück *E*—C^1 24 Ziel *H* 27 seiner *g* aus der *H* 15, 4 und wie *H* 6 Diterich *H* 11 schwarzen hießen *H* 19 dessen *g* aus des Grafen *H* 20 Weimarscher *H* unsern Berendis in gedachte *g* aus denselben in diese *H* 21 fürstlichen *H* 22 Kammerrath und *g* aus Kammerrath, *H* Shatullier *g* Chatullier *E*—C^1 24 26ten *HE*

17, 1 Vorwort] zu den Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns *E* S 387 ff. 14 im *C* 19, 9 Anschaun *E* besondern C^1C 16 W. *E*—C^1 oft statt Winckelmann 21, 4 Jahr *EW* 25, 1 ohne wie *C* 27, 1 Aeltern *EW* 4 Chloris und Thyia] vgl. *C* 44, 103. 22 unwürdigen Gegenstand Lamprecht 28, 7 gleiches Manches *E* gleich Manche *W* 29, 21 ab und *E* auf, und WC^1C (falsche Wiederholung aus 18) 30, 2 jenen Alten] Epiktet 1, 6, 23 31, 12 andere C^1C 32, 3 Heide *E* 33, 7 man, da wo WC^1C 35, 18 Diterich, Heinecke] richtiger Dietrich, Heinecken 36, 18 ohnentgeltlich *E* 37, 7 ein Freund] Wilhelm von Humboldt in einem Briefe an Goethe aus Marino v. 23. Aug. 1804 (Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, herausg. von Bratranek, Leipz. 1876, S 218) 10 „Rom] Rom 17. 18 Es — Gegenstande] Es ist allerdings also das meiste an diesem Eindrucke subjectiv Humboldt

20 jener oder dieſer Humboldt 26 der Trümmer Humboldt 38, 3 überglücklich ſich Humboldt 6 dem äußern Sinne Humboldt 9 überüppig Humboldt 10 in dem] im Humboldt 12 nur hier Humboldt 13 Dürftigkeit Humboldt 14 und fehlt Humboldt 23 einem Freunde] Zoega Humboldt 39, 3 denn] aber Humboldt 7 Geſchlecht."] Geſchlecht. *E—C*¹ 40, 4 Stile *E* 8 geahndetes *E* 41, 2 Ahndungen *E* 5 Vellejus Paterculus] 1, 17 11 *θνον W* 14 andere *WC*¹*C* 22 „Daß] Daß *EW* 25 der Kunſt] vielleicht jeder Kunſt? *cuiusque operis* Vell. 42, 1 ſich in einem *E* in ſich einen *WC*¹*C* *recedentis in quodque saeculum ingeniorum similitudinis* Vell. 8 ſo fehlt *WC*¹*C* *summo studio* Vell. 13 ſie zu übertreffen oder *E* ſie übertreffen, oder *WC*¹*C* *ubi aut praeteriri aut aequari eos posse desperavimus* Vell. 18 worinn *E* worin *W* 19 könnten *E* *possumus* Vell. 22 hervorzubringen."] hervorzubringen. *EW* 23 Quintilians] 12, 10, 3—9 43, 3 Griechiſchen, bildenden *E—C*¹ 11 „Man] Man *EW* 12 beſucht] etwa beſichtigt? *visenda* Quint. 18 Xeuxis *EW* 22 Andere *W* andere *C*¹*C* 23 Xeuxis *EW* 45, 2 Götter und Menſchen] *dis quam hominibus effingendis melior artifex* Quint. 14 vorgezogen."] vorgezogen. *EW* 46, 23 dem,] dem *E—C*¹ 47, 6 Werke ohne *WC*¹*C* 18 Cardinal *EW* 22 glänzendes *EW* 50, 21 Katalogen *E* 51, 17 tiefgedrücktem *E—C*¹ Stil *E* 53, 2 Ahndungen *E* 20 Wiſſenſchaftsbefliſſene *EW* 54, 9 Anfoderung *E* 55, 1 ſchmälern: *C*¹*C* 8 Chriſt's *C*¹*C* 21 beſten was *C* 56, 16 ſcheinen] ſchienen *E—C*¹ 57, 13 Stil *E* 25 Mſcpt *E* 59, 11 W. n. *E* Winckelmann *WC*¹*C* 13 W.'s *E* Winkelmann's *W* Winckelmann's *C* 22 beſondere *WC*¹*C* 62, 21 dortigen,] dortigen *E—C*¹ 63, 13 gehen *WC*¹*C* 66, 19 andere *WC*¹*C* 26 her, *EW* 69, 10 Sinne,] Sinne *E—C*¹ 11 geſchehen, er *EW* 18 W. *E*

70, 1 II.] Von Heinrich Meyer 2 vorhergehenden] *E* S 161—386 13 erſchien, *EW* 74, 11 Entwicklung *C*¹*C* 76, 25 geſchahe *EW* 26 *pl.*] *p.* *C*¹*C* XV] XI *E—C* falsch 78, 12 weder minder noch weniger zweifelloser Fehler *E—C*¹ 13 gegründeten] gegründete *E—C*¹ 15 zu fehlt *WC*¹*C* 17 die fehlt *C* 27 feſt *WC*¹*C* 79, 4 geahndet *E* 24 altgriechiſche *E*

83, 1 III.] Von Friedrich August Wolf. Vgl. Goethe an Wolf vom 25. Febr. 1805: Die Aufgabe bey dieſer Gelegenheit für Ihr Fach, welches Sie ſelbſt am vollkommenſten über-

ſehen, werden Sie ſich ſelbſt am vollkommenſten entwerfen können. Der Zuſtand der Philologie im allgemeinen in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als der Bildungszeit Winkelmanns. Etwas über den Zuſtand der Schulen und Academien in jener Zeit, um auszumitteln, was denn wohl Winkelmann, bey ſeinen ſehr zerſtückten und zerſtreuten academiſchen Studien, allenfalls für Sprach- und Alterthumskenntniſſe erwerben konnte. Betrachtungen über den Gebrauch, den man von philologiſchen Kenntniſſen zu jener Zeit machte, welchen Zwecken, bibliſchen ꝛc. man ſie hauptſächlich widmete. Wie es mit den äußeren Hülfsmitteln ausſah, deren Kenntniß und Handhabung ſich Winkelmann, während ſeiner Bibliothecariats Zeit in Röthenitz, erwerben konnte, als Ausgaben, Commentarien u. ſ. w. Und welche Zeugniſſe ſeiner Ausbreitung, beſonders über griechiſche Literatur, ſeine Werke geben. Wie ihm die Auslegung und Verbeſſerung einzelner Stellen geglückt und ob ihm das literariſche Alterthum auch einiges ſchuldig ſey, da ihm das plaſtiſche ſoviel ſchuldig geworden. Vgl. auch Wolfs Notizen bey Bernays, Goethes Briefe an F. A. Wolf, Berlin 1868, S. 98. 85, 12 ausgeführt C^1C 87, 24 Namen] vielleicht Mann? 27 Winckelmann an Berendis vom 10. März 1755 28 Winckelmann an Walther vom 1. März 1766 88, 12 Aufenthalte C^1C 15 Prof. E 89, 18 Chriſtiſchen EW Chriſt'ſchen C^1C 90, 11 Gr. EC^1C 19 15ten] wohl verſchrieben ſtatt 16ten 92, 9 B. EC^1C 93, 15 erſteren C^1C 96, 3 fodern E 99, 2 Valkenaer EW 9 Einmal EC^1 einmahl W 27 W. EC^1C 101, 1 Foderung E

Philipp Hackert.

Goethes Tagebuch verzeichnet unter dem 5. Juni 1807: Nachricht von Hackerts Tod, nebst Biographie desselben. Goethe befand sich damals in Karlsbad und beschäftigte sich im Lauf des Juni noch mehrfach mit den nach Hackerts Willen ihm zugesandten Aufzeichnungen des Verstorbenen. Die Arbeit gerieth jedoch bald in's Stocken durch das Eingreifen von Hackerts Erben, welche die Auslieferung der Papiere zu eigener Verfügung wünschten. Die hierauf bezügliche Correspondenz befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv. Auf Veranlassung des Herzogs, bei dem er Tags zuvor verweilt hatte, reichte dann Goethe am 10. Mai 1808 unmittelbar vor seiner Abreise nach Karlsbad einen Entwurf ein, wie er die Hackertsche Biographie zu bearbeiten und sich mit den Erben auseinanderzusetzen gedenke. Aber dieser Vorschlag blieb fruchtlos; die Papiere wurden auf Antrag der Erben gerichtlich mit Beschlag belegt, und erst 1810 kam eine Vereinbarung zu Stande, nach der sie Goethe wieder ausgefolgt wurden. Vom 18. November 1810 bis zum 3. April 1811 reichte dann die regelmäfsige Arbeit an der Biographie. Am 17. December war die Bearbeitung bis zur sicilianischen Reise gediehen; bis zum 18. Januar beschäftigte diese letztere Goethe. Über die Fortsetzung der Lebensbeschreibung findet sich nur am 28. Januar die Notiz: „Das letzte Drittel von Hackerts Biographie geordnet“ — woraus sich schliessen lässt, dass in diesem umfangreichen Abschnitt Änderungen nur in sehr geringem Mass vorgenommen wurden. Mehr Mühe kosteten die Nachträge, die Goethe bis zu dem angegebenen Endtermin der Arbeit in Anspruch nahmen.

Drucke.

J: Morgenblatt für gebildete Leſer (enthält den Abschnitt S 340—348). 1811. N. 122. Tübingen, Cotta.

E: Philipp Hackert. Biographiſche Skizze meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen von Goethe. Tübingen in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung. 1811. 8°. XII und 346 S.

*C*¹: Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Siebenunddreißigſter Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1830. 16°, nach der Bogennorm klein 8°. Darin: Philipp Hackert. S 99—380.

C: Titel, Bändezahl, Verlag und Jahr wie *C*¹, in 8°. Darin: Philipp Hackert. S 101—386.

Handschriften.

Von dem Druckmanuscript sind nur zwei durchstrichene Zeilen aus Riemers Feder erhalten: der Schluss der Reisebeschreibung von Richard Payne Knight, der in der Übersetzung lautet: zeigt ſich hier nicht hyperboliſcher als in manchen andern Stellen ſeines Werkes. Diese Zeilen bilden den Anfang eines mit 97 signirten Quartblattes, welches weiter von Riemers Hand die Übersetzung des von Goethe nicht aufgenommenen Restes der Reisebeschreibung enthält. An handschriftlichen Vorarbeiten und Materialien sind erhalten:

1. Entwurf des Inhalts, in einem Briefe An Fürſtliche Regierung Weimar Den 10 May 1808, der durch die Differenzen mit Hackerts Erben veranlasst wurde und in Copie Riemers vorliegt:

Nach meiner Abſicht ſoll die kleine zu Hackerts Andenken beſtimmte Schrift aus folgenden Theilen beſtehen:

1) Vorbericht.
2) Die Biographie ſelbſt, ſowohl die allgemeinen Schickſale als die beſondern Fälle enthaltend.
3) Noten hiezu, weil manches nur im Allgemeinen angedeutet iſt, nur demjenigen verſtändlich, dem die nähern

Verhältniſſe des Landes, der Perſonen und der Kunſt bekannt ſind.

4) Eine Nachricht von dem Leben des Herrn *Carl Gore*, deſſen in der Biographie gedacht wird, der mit Hackert eine Reiſe nach Sicilien gemacht.

5) Beurtheilung des Hackertſchen Künſtlertalentes.

6) Noch einiges andre was ſich auf ihn und ſeine Zeitgenoſſen bezieht.

2. Ein Quartblatt, signirt 62/63, welches von unbekannter Hand, mit Correcturen Riemers, Copien aus zwei Briefen mit Nachrichten über Hackert enthält. Der erste Brief bezieht sich auf die sicilianische Reise mit Knight und Gore, der zweite, überschrieben: VI, hat den Stoff zu dem Anfang des folgenden Abschnitts Ober-Italien und die Schweiz geliefert.

3. *K*: Das englische Manuscript der sicilianischen Reise von Richard Payne Knight ein Heft von 64 Folioblättern, die beiden ersten unbeschrieben und unsignirt, sodann seitenweise signirt 1—123. Seite 1—119 links fortlaufend beschrieben, rechts mit Überschriften der Abschnitte, sowie einzelnen Anmerkungen besetzt. S 1 Überschrift: *Expedition into Sicily.* 1777.

Goethe hat dieses Manuscript bis zur oben bezeichneten Stelle (auf Seite 94) mit geringen Auslassungen übersetzt, im Ganzen getreu, doch mit Zusammenziehung einzelner Sätze, sowie Einschiebung der aufgenommenen Anmerkungen. Manche antike Namensformen sind berichtigt worden. Nach den Angaben des Tagebuchs ist die Übersetzung sein eigenes Werk (1819. 19 Dezember: Sicilianiſche Reiſe zu überſetzen angefangen u. s. w.), und daher anzunehmen, dass sie Riemer bloss dictirt worden ist. Der nicht übersetzte Rest enthält allgemeine Urtheile über Sicilien und die Sicilianer, sowie die Beschreibung der Rückkehr von Messina nach Neapel.

4. *G*: Englisches Manuscript, unbekannter Hand, auf 8 Quartseiten enthaltend die Lebensbeschreibung von Charles Gore. Sie ist von Goethe ähnlich behandelt worden wie *K*; in den einleitenden Partieen ist manches übergangen. Von den Worten an Die Gegenwart dieſes vortrefflichen

Mannes (S 337) beginnt der von Goethe selbständig hinzugefügte Theil, doch ist in diesem noch der Abschnitt wie er denn auch — gewissenhaft erfüllt worden (S 339) auf Grund des Schlussabschnitts der englischen Vorlage ausgearbeitet.

5. *Hck*: Eigenhändiges Manuscript Hackerts, enthaltend die Beschreibung der sechs Seeschlachtgemälde in französischer Sprache. Zehn Quartblätter, wovon acht beschrieben. Auf der ersten Seite: *Description des Six tableaux representants les deux Combats de Chisme, peint par ordre de Sa Majesté L'Imperatrice de toute les Russies. Selon les Instruction reçues de Son Excellence Monsieur le Comte d'Orlow par J. Philippe Hackert.* Von Goethe im Ganzen getreu übersetzt, doch mit Auslassung der Daten in den Überschriften des dritten und fünften Gemäldes, sowie der Bezeichnung der Pulverkammer als *Ste Barbe* in der Beschreibung des fünften. Einige Fehler Hackerts in der russischen Bezeichnung der Schiffe sind in Goethes Übersetzung corrigirt worden. *Netronminia* (Rührmichnichtan) in Netron Menja, *Tri Erarchi* in Tri Erarcha, *Tris Vetiteli* in Tri Swetitele.

6. *Hck*[1]: Eigenhändiges Manuscript Hackerts über Landschaftsmalerei. Ohne Überschrift in zwei Briefen. Der erste Brief auf sechzehn Folioblättern entspricht dem Abdruck bis zu den Worten und die Kunst aufhört (S 364); der zweite Brief auf sieben Folioblättern entspricht dem Weiteren bis zu den Worten Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht (S 373). Goethe hat diese Briefe einer sehr eingehenden stilistischen Umarbeitung unterzogen.

7. *Hck*[2]: Eigenhändiges Manuscript Hackerts fragmentarischen Inhalts; blaues Papier in Quartformat. Die ersten drei Seiten enthalten eine Variante zum Eingange von *Hck*[1]; Seite 4 beginnt die Fortsetzung des Aufsatzes über Landschaftsmalerei, entsprechend den Worten (S 373) Ich muß hier einige Beispiele anführen, — und läuft bis Seite 8 zu den Worten (S 375) zu der Zeit sehr encouragirten. Die folgenden Blätter sind von Goethe nicht berücksichtigt. Es folgen weiter zwei Blätter überschrieben Vom Moralischen, in der Landschaft, entsprechend S 375—377: Sittliche Wirkung; end-

lich drei Blätter Ueber die Öhl Mahlerey, entsprechend S 377—380: Ueber Oelmahlerey. Auch diese Aufzeichnungen hat Goethe beträchtlich überarbeitet.

8. *Hck*[3]: Der Brief an Goethe vom 4. März 1806, gekürzt und stilistisch geglättet im Abdruck S 380—385. Als Beispiel von Hackerts Schreibweise und Goethes redactionellem Verfahren wird er unten in extenso gegeben.

9. *Hi*: Verzeichniss der geschnittenen Steine aus dem Nachlass Hackerts, von Goethe für den Abschnitt Hinterlassenes benutzt (S 385—388). 4 Folioblätter, unterzeichnet *Hirt. Berlin d. 12 July 1810*, das Verzeichniss selbst von Schreiberhand; auf S 7: In einem rothen Käſtchen *Nro. 2* finde ich als antik angegeben folgende Acht Stücke; hierunter die fünf von Goethe angeführten Stücke.

Dem Text unserer Ausgabe ist *C* zu Grunde gelegt worden, welches mit C^1 fast durchgängig übereinstimmt. Von *E* unterscheidet es sich hauptsächlich in Folge einer orthographischen Revision, welche das stumme e in einer grossen Anzahl von Flexionsformen eingeschoben hat. In dem Apparat sind diese Fälle vermerkt, mit Ausnahme der fast auf jeder Seite vorkommenden Declinationsformen von anderer = andrer. Für ohngefähr setzt *C* stets ungefähr, was der Apparat nicht im einzelnen Fall anmerkt. Orthographische Differenzen, welche die Aussprache nicht beeinflussen, sind übergangen; die Wichtigste unter ihnen ist die regelmässige Einschiebung des h in mahlen und den davon abgeleiteten Worten, die *C* im Gegensatz zu *E* durchgeführt hat. Einige Druckfehler von *C* konnten aus *E* verbessert werden, ebenso manche Lesefehler in *E* und *C* nach den Vorlagen *K G Hck*. In anderen Fällen von Abweichung zwischen *C* und *E* ist die Lesart *C* beibehalten worden, wenn nicht mit Sicherheit ein Versehen anzunehmen war. Die Schreibung der Namen wurde nach Möglichkeit berichtigt, wobei in manchen Fällen F. Strehlke in der Hempelschen Ausgabe schon vorangegangen war. Nachrichten über die persönliche Betheiligung Goethes an der Revision des Philipp Hackert für C^1 und C fehlen gänzlich.

Der von Goethe aufgenommene Aufsatz Heinrich Meyers: Hackerts Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke, ist auch in dieser Ausgabe wieder abgedruckt worden, einerseits weil Goethe ihn auch in der Ausgabe letzter Hand beibehalten hat, andererseits weil sich mit Sicherheit annehmen lässt, dass Goethe den Aufsatz revidirt hat, wie er dies mit allen ihm gelieferten Arbeiten Meyers gethan hat. Viele erhaltene Manuscripte Meyers beweisen dies; das Manuscript zu Hackert ist nicht erhalten.

Lesarten.

Zwischen 106 und 107 schiebt *E* ein Register ein, welches wir hier abdrucken, indem wir die Seitenzahlen durch die entsprechenden dieses Bandes ersetzen.

Inhalt.

	Seite		Seite
Jugendliche Anfänge . .	109	Aqua Dolce	168
Erster Ausflug	117	Cefalu	169
Reise nach Paris . . .	119	Termini	170
Paris	120	La Bagaria	171
Rom und Neapel . . .	126	Palermo	172
Schlacht bey Tschesme .	130	Montreale	176
FamilienVerhältnisse . .	138	Aegesta	177
Reisen	140	Sciacca	185
Pius VI.	141	Girgenti	185
Donna Guilia Falconieri	142	Alicata	195
Cardinal Pallavicini . .	145	Biscari	196
Charles Gore. Payne Knight	149	Syracus	198
Tagebuch einer Reise nach Sicilien	151	Catania	205
Pästum	152	Aetna	211
Porto Palinuro	157	Aci reale	217
Stromboli	159	Taormina	218
Lipari	161	Messina	221
Milazzo	165	OberItalien und Schweiz	225
Tindaro	165	Großfürst und Großfürstin	227
		Graf Rasumowsky . . .	229
		König von Neapel . . .	230

	Seite
Kaiser Joseph II. . . .	234
Caserta	237
Anstellung	238
Familiarität des Königs .	239
Liebhaberey des Königs .	240
Wohlleben	242
Geschenke	244
Aushülfe	248
Kochkunst	250
Mäßigkeit	252
Zufällige Einkünfte . .	253
Sonderbare Audienz . .	254
Hofintrigue und Fasanen-eyer	256
Vertrauen	259
Die Giunta	260
Factotum	261
Farnesische Verlassenschaft	263
Gemälde-Restauration . .	266
Carthause	267
Malerbeschwerden . . .	271
Projectmacher	275
Papiermüle	275
Fortsetzung	278
Erste Kupferdrucke . . .	280
Wegebau	281
Protection und Vertrauen	283
Zeichenstunden	287
Directorstelle	291
Enkaustik	295
Studiengebäude	298
Seehäfen	300
San Leocio	301
Carditello	306
Sicilien	309
Kriegsunruhen	313
Franzosen	313
Rettung	315
Misliche Lage	317
Abfahrt	317
Livorno	319
Florenz	320
Lebensende	321
Nachträge	323
Vorerinnerung	326
Charles Gore	331
Ausführliche-Beschreibung der sechs Gemälde, die Schlacht bey Tschesme vorstellend	340
Hackerts Kunstcharacter .	348
Über Landschaftsmalerey. Theoretisch Fragment .	356
Sittliche Wirkung . . .	375
Über Ölmalerey. Fragment	377
Hackerts Brief an den Herausgeber	380
Hinterlassenes	385

110, 5 eilften] elften *E* 6 im verjüngten] in verjüngtem *E* 25 Schnörkelwerk] Schnirkelwerk *E* 111, 3 eigenem Vortheil] eignem Vortheile *E* 113, 17 Swanefeld] *E* Swanenfeld *C*¹*C* 114, 5 Gesicht] Gesichte *E* 122, 17 gezahlt] bezahlt *E* 123, 16 Beifall *EC*¹ Beyfall *C* 124, 14 Aix *E* Alix *C*¹*C* 125, 18 1768] 1778 *E* 126, 23 zu *E* in *C*¹*C* 28 beinahe] beynah *E* 129, 8 sahen] sahn *E* 11 hat] hatte *E*

130, 15 mehreren] mehrern *E* 16 mittelſt] mittels *E* 17 Jahres] Jahrs *E* 131, 9 eigenen] eignen *E* 132, 1 Mittelpunct] Mittelpunkte *J* 5 der der] welcher der *J* 134, 11 ſelber] ſelbſt *E* 21 jener] mit folgt *C*¹*C* fehlt *E* 135, 17 Beifall] Beyfalle *E* 28 eigene] eigne *JE* 136, 8 ebenso 13 Zulauf] Zulaufe *J* 16 was] das *J* 137, 6 emporgeworfene] emporgeworfne *JE* 15 der] die *JE* 21 aufgetragenen] aufgetragnen *JE* 138, 8 Saal] Saale *J* 139, 19 unerwartet] unerwarteten *E* 28 Veſuvs] Veſuv *E* 141, 7 Jahre] Jahr *E* 142, 1 ſehr] durch das Bild folgt *E* 143, 12. 13 männlichen] männliche *E* 144, 26 genau] gut *E* 27 wann] wenn *E* 145, 19 goldene] goldne *E* 24. 25 *Segretario*] *Secretario EC*¹ 146, 27 andern] andre *E* 147, 26 den] dem *E* 148, 22 ſo] ſehr *E* 26 auch fehlt *E* 149, 3 Henry eigentlich Richard Payne, was wir im Text nicht einführten, weil Goethe S 330 auf den Namen Henry Bezug nimmt. 18 verſammelte] verſammlete *E* 150, 8 Jahres] Jahrs *E* 151, 16 Miſeno] Miſena *EC*¹*C* 152, 1 Augenblick] Anblick *E* 4 wurden] wurde *E* 8 30 *K* 20 *EC*¹*C* 153, 16 vom *E* von *C*¹*C* 154, 11 Theaters] *Amphitheatre K* 13 zerbrochenen] zerbrochnen *E* 155, 14 Aufmerkſamkeit Hier folgt in *K* der von Goethe übergangene Satz: *Human Genius is always progressive in its operations, and in things of this kind generally slow. Men improve in works of taste more from observing the faults of others, than from any preconceiving Ideas of perfection.* 158, 3 neapolitaniſcher] Napolitaniſcher *EC*¹ 160, 19 welcher] welche *EC*¹ 162, 21 mißverſtandenen] mißverſtandnen *E* 27 gedeckt] bedeckt *E* 164, 1 I, 579] I, 575 *E* 6 *scopulus*] *scopulos E* 165, 12 hier lässt *K* einige Zeilen, persönliche Erlebnisse betreffend, folgen. 168, 3 ungeheure] ungeheuere *E* 168, 25 hinziehen] hinziehn *E* 169, 10 ſagen] ſagten *E* 12 100 *KE* 300 *C*¹*C* 18 Tuſa *KE* Duſa *C*¹*C* 22 *Cephaloedis*] *Cephaladis K* 170, 8 werden] noch folgt *E* 11 *Calogero*] *Cologus K* 172, 14 Aufenthaltes] Aufenthalts *E* 173, 9 um wahrſcheinlich] wahrſcheinlich, um *E* 23 thörichte] thörige *E* 28 die *E* der *C*¹*C* 174, 5 verſammelt] verſammlet *E* 8 gleichem] gleichen *E* 16 Pellegrino] Pelegrino *EC*¹*C* 20 ſteht] *K* lässt folgen: *It was probably the body of some Carthaginian who little expected ever to have been treated with divine honours.* Ausserdem noch einige Notizen

über Polybius und Hamilcar. 24 geſchnittenen] geſchnittnen *E* 176, 6 Montreale] Montreal *E* 178, 16 griechiſchen] Griechiſche *E* 17 hintern] hintere *E* 179, 21 *K* bringt hier die sachgemässe Überschrift *Calatafim,* 28 desgleichen *Castel Vetrano Selinus* 180, 11 ungeheuern] ungeheuren *E*; ebenso 181, 6. 188, 18. 208, 1. 182, 17 *K* lässt hier eine Notiz über Hannibals Vater folgen; 24 desgleichen über Menschenopfer zum Andenken desselben. 26 Geſandte] Geſandten *E* 184, 13 *K* bringt noch eine längere Auseinandersetzung über die Art der Zerstörung 27 desgleichen einige Angaben über den „Thurm". 185, 24 annahmen] aufnahmen *E* 186, 26 zerbrochenen] zerbrochnen *E* 189, 9 Stadt] folgt auf der Ebene *E* 191, 16 ihre] alten folgt *E* 193, 4 erhobener] erhobner *E* 24. 25 Spitzfindigkeit] Spitzfündigkeit *E* 198, 11 weitläufig] weitläuftig *E* 199, 20 ehemals] ehmals *E* 200, 14 Gefangenen] Gefangnen 20 ebenso 202, 12 Laufe] Lauf *E* 203, 9 zur] zu *E* 205, 6 Giaretta *K* Jaretta *EC*[1]*C* 8 ſchrecklichſten] ſchrecklichen *E* 206, 5 edeln] edlen *E* 207, 15 Vollkommene] Vollkommne *E* 210, 22 eigenen] eignen *E* 211, 9 bewäſſert] wäſſert *E* 24 verdorbenen] verdorbnen *E* 212, 1 ausgeworfener] ausgeworfner *E*; *K* schiebt hier eine Polemik gegen einen Schriftsteller ein, der die Höhe dieser Nebenkrater als der des Vesuv gleich bezeichnet habe. 213, 8 Fuß] Fuße *E* 19 bildet] bildete *E* 214, 19 *K* lässt hier einige italienische Verse folgen. 216, 9 Plaine] Pläne *E* 219, 5 Lavaſchichte] Lavaſchicht *E* 220, 1 Lauromeniſch] Lauromiſch *EC*[1]*C* 8 zerbrochenen] zerbrochnen *E* 9 verdorbenen] verdorbnen *E* 222, 24 beſonderes] beſonders *E* 224, 3 Davila] Tabila *E* 227, 13 Würtemberg] folgt nachmaligem Churfürſten *E* 19. 229, 25 Pozzuoli Bajä] Puozzoli Baja *EC*[1]*C* 228, 17 Hackertſchen] Hackertiſchen *E* 230, 25 deſto] ſo *E* 231, 27. 28 populäres] populares *E* 28 im] in *EC*[1]*C* 233, 17 Poſilippo] Paufilippo *EC*[1]*C* 235, 25 Volturno] Voltarno *EC*[1]*C* 236, 16 viel] viele *E* 238, 17 weitläufig] weitläuftig *E* 240, 11 ſollte] ſolle *E* 241, 19 zur] zu *E* 21 wenigen] wenig *E* 27 vom *E* von *C*[1]*C* 242, 1 den] dieſen *E* 243, 12 Während als] Während daß *E* 244, 15 hätte *E* hatte *C*[1]*C* 245, 16 Geſchenk *E* Geſchenke *C*[1]*C* 246, 18 im] in *E* 247, 27 gibt] ergiebt *E* 249, 24 Neapel] Napel *E* und so fort

250, 23 zieht] ziehet *E* 251, 8 ſah] ſahe *E* 17 neapolitaniſche] napolitaniſche *E* 18 vom *EC*¹ von *C* 257, 6 Prinzeſſin] Prinzeß *E* 16 Dragoner-Officier] und Grenadiere folgt *E* 258, 2 wolle] wollte *E* 18 hätte] hatte *E* 21 mache] machte *E* 259, 2 ihren] ihre *E* 260, 21 und 25 Recurs] Recours *E* 261, 2 Fiscal] von Caſerta folgt *E* 263, 3 eigenen] eignen *E* 264, 9 antwortete] antworte *E* 267, 17 doch fehlt *E* 269, 14 übeln] üblen *E* 274, 23 darauf] drauf *E* 275, 24 errichteten] einrichteten *E* 280, 10 ſagt] ſagte *EC*¹*C* 18 Canzlei] Canzelley *E* 281, 14 eigenes] eignes *E* 26 hineintreten] hereintreten *E* 283, 3 Departemente] Departement *E* 285, 17 Jahre] Jahr *E* 24 euerm] Eurem *E* 286, 5 auch] auf *E* 7 euern] Euren *E* 287, 20 anderen] anderer *C* 22 einer] einiger *E* 290, 7. 8 ſo mit Fleiß] mit Fleiß ſo *E* 291, 19. 20 Directors-Stelle] Director-Stelle *E* 292, 14 Departement wie 283, 3; hier aber Accusativ. 294, 9 di] de *EC*¹*C* 295, 23 die Bedienten ſchon] ſchon die Bedienten *E* 296, 5 von fehlt *E* 13 den] die *E* 297, 5 Mauern] Mauer *E* 7 darauf fehlt *E* 20 bei'm] bei dem *E* 300, 22 vom *E* von *C*¹*C* 301, 10 Forio] Fuſia *EC*¹*C* 303, 28 Schlafes] Schlafes *E* 304, 3 beſſeres] beſſers *E* 305, 1 Möbeln] Möbel *E* 4 zu *E* fehlt *C*¹*C* 9 war] ward *E* 308, 2 gefertigt] gefertiget *EC*¹ 6 Calabriens *E* Calabrien *C*¹*C* 309, 18 ungeachtet] ohngeachtet *E* 310, 9 Wohlgeſinnten] Wohlgeſinnte *E* 15 erforderte] erfoderte *E* 26 Ahnungen] Ahndungen *E* 311, 10 Cajazzo] Cujazzo *EC*¹*C* 314, 27 beſondere beſondre *E* 315, 21 befreit] befreyet *E* 320, 17 ziehen] ziehn *E*

325, 11. 12 ungezwungenen] ungezwungnen *E* 21 entſtandene] entſtandne *E* 326, 6 beſteht fehlt *E* 20 unſers] unſeres *E* 330, 2 Horkstow *G* Horkotow *EC*¹*C* 332, 28 Hampſhire *G* Hamtſhire *EC*¹*C* 333, 16 Wight] Whight *GEC*¹*C* 27 Jahre] Jahr *E* 334, 12 Mittelländiſche] mittländiſche *E* 336, 25. 26 Bateman *G* Batemann *EC*¹*C* 339, 11 Schiffbaues] Schiffbaus *E* 341, 3 Kapudan Paſcha] *Capitain Bascha* Hck.; Capitän Baſcha *EC*¹*C* 7 andern] andre *E* 342, 11 Admirals] Admiral *E*: 12 Elphinſtone] Elphinſton Hck *EC*¹*C* 345, 4. 5 und so fort Nadeſchda *Nadegda* Hck; Nadegda *EC*¹*C* 346, 19 Schiffes] Schiffs *E* 25 auffteigt] auffteiget *E* 26 noch fehlt *E* 347, 13 die einzigen Überbleibſel] den einzigen Überbleibſeln *EC*¹*C* 17 Trümmern] Trümmer *E* 351, 5 ſeltenen] ſeltnen *E*

10 Hackert'ſchen] Hackertiſchen *E* 354, 8 kleinern] kleineren *E* 11. 12 durchgehaltener] durchgehaltner *E* 355, 2 alle] die folgt *E* 2. 3 im hohen] in hohem *E* 4 Landſchaftsmahlerei] Landſchaftmalerey *E* 9 oberen] obern *E* 356, 12 erſtem *E*] erſten *C*¹*C*

Zu Hackerts Aufsätzen.

357, 18 — 358, 9 von Goethe gänzlich verändert. Vor 10 folgt Bey meinem langen Aufenthalt in Italien geſehen, die Schönſten Gegenſtände, wo man mit Recht ſagen Kan das die Natur zur volkomenen Reiſe gekommen iſt, Für die Landſchafts Mahlerey. *Hck*¹ 358, 10 mißrathene] mißrathenen *E* 360, 3 Vorgründe] Vorgründen *C*¹*C* 11 kenne] könne *C*¹*C* 361, 6—8 dieſes — gehen von Goethe hinzugefügt. 362, 12 alteriren folgt Alban ſo Kan er dahin Kommen die Natur ſoviel es Kunſt Erlaubt nach zu Ahmen. *Hck*¹ 16 meinem] einem *C*¹*C* 363, 13 gehen folgt wenn ſeine Hand geübt iſt, diſe drey *Classen* baume zu zeichnen und geſchmack hat, die Wahre form und *Carater* jedes Baums und Strauches zu Kennen, ſo Ahmet er ſie leicht nach. *Hck*¹ 20—22 und — ſein.] Als bey Alte Kranke Abgelebte Bäume Muß die Natur nahe am Todt noch ſchon ſein. Man Muß ſagen im Tode ſey ſie noch Schön. *Hck*¹ 25 dem *E*] den *C*¹*C* 364, 2. 5 die — ſein] die ihm bey der Mangelhaften Natur die ware Idee des Schönen Idial geben, und daß ſo zu ſagen er dadurch die ſchönſten Regeln in der Kunſt finden, u ſich bey Allen Andern Gegenſtänden wo die Natur ſchön iſt aber in gewißen Fällen Mangelhaft ſich der Schönheiten Erinnern um es in den ſchönen Ideal darzuſtellen. *Hck*¹ 366, 4 jeden fehlt *C*¹*C* 369, 23 Meiſter] folgt haben Hauptſächlich den Großen Stil eingeführet, Alle Formen und linien ſind Groß, ſie haben die Kleinigkeiten die öfters die Natur zeiget weggelaßen und einen Stiel formirt, der *Hck*¹ 373, 11 gebracht folgt daß Ubrige Können Sie Aus ſeiner lebens Geſchichte ſehen Diſes ſind nach Meiner Arth meine Ideen über diſe beyde Große Männer *Hck*¹ 374, 14. 15 ungeachtet] ohngeachtet *E* 376, 6 vergangene] vergangne *E* 378, 15 wohlerhaltener] wohlerhaltner *E* 379, 6 ſchönes] ſchön *E* 18. 19 wo — können fehlt *Hck*² 380, 10 — 385, 17 *Hck*³:

Florentz d. 4 Mertz 1806.

Es wird Beynahe ein Jar sein, das ich die Ehre gehabt habe Ihnen zu Schreiben, und zugleich 20 Stück Medallien von Ertz zu Schicken, worüber ich bis jetz Keine Antwort bekomen habe. Seit der zeit habe ich leider in Kurzen Vieles Erfahren. Nach den Gelben Fiber in Livorno, Krig und Andere Fataliteten, den Todt meines Bruders Georg d. 4 Novbr Verwichens Jar. — — Die Stütze in Meinen Alter ist verlohren. — Indessen so bin ich Gesund, und Glücklich mit einen Kleinen Husten und Schnupfen der Grippe die viel Unheil Angerichtet hat, Entwischet. Mahle und Studire Fleisig wie ein junger Bursche. Ihr Werck Winckelmann u sein Jar Hundert habe ich Gelesen, welches mir unser Prediger *Schultesius* aus Livorno Geliehen hatte. Ich mache Ihnen mein Aufrichtig Kompliment über dises Buch: Es ist mit Warheit, Kentniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend, es ist das einzige Werck was ich Kenne, das Uber die Kunst Geschrieben ist waß ich Gut finde. Warum haben Sie mir nicht Eher geschrieben daß meine Vorgründe Grel sind? ich würde es gleich Abgeendert haben; deswegen bin ich ein wenig Böse auf Sie. Glauben Sie nicht daß ich mir entschuldigen will um Meine Fehler bedecken. Es komt daher daß ich mir einzelene Gemachte Studien bedine, die Alleine Wohlthun öfters im Gantzen mit soviel Andere Objeckte zusammen schädlich sind, wenn sie nicht wohl mit der Harmonie des Gantzen verbunden sind. Öfters läst man es auch die Zeit Uber, die durch ihr Patina mit mahlet, und den durchsichtigen Thon läst und daß Gantze Harmonischer macht, daß wenn man es gleich thun wolte, den Gemählde mit der Zeit sehr Nachteilig sein würde. Dise Patina ist Nützlich und Unvermeidlich, ohnerachtet Alles Erdencklichen Sorgfalt Reinlichkeit in Öhl und Farben, u. s. w. so ist es der Natur der Sache Gemäß daß ein Ohl Gemählde die Kleine Patina bekomt, und doch den Silberthon behält, wen er in die Gemählde würcklich gemahlet ist. Caudens Landschaften sind Wesentliche Beweise davon. Der Speckthon oder Rauchthon, der Vielmahl in Niderlandischen Gemählden herschet, ist öfters den Künstler, aber auch ofters den torf oder Stein Kohlen Rauch der in die Luft herschet der sich wen daß Gemählde frisch ist, so in die Farben versauget das es Keine Möglichkeit ist ihn heraus zu bringen dieses geschiehet leicht

in Winter, und Ehe Fürniß auf dem Bilde ist, so dringt die Bisterluft in die Porus der Farben leicht ein. Mein Bruder der Seel. *Johan* hatte in London in Winter Eine Landschaft gemahlet, die ich nach seinen Todt Kommen liß wo die Bister Luft so eingedrungen war, daß Kein Andres so geschickt wie er auch Bilder Putzer war, es heraus bringen Konte, es hatte den Speckthon wie Viele Niderlender die er in Italien gemahlt hat, haben den Silberthon behalten. Diderichs Landschaften wie sie Neu waren, Schienen Grel jetz sind sie sehr Harmonisch einige zu gelbe Steine Ausgenomen. Da jetz wenig Fremde in Italien Reisen, so sind wenige Bestellungen, ohn erachtet, so mache ich immer Kleine Geschäfte, habe noch vor Achtage 4 Stück Landschaften a 60 Zech. nach Franckreich Geschicket.

Ihr Buch hat mir Auf eine Idee gebracht, (ich hoffe daß Sie meiner nicht Spotten werden, daß ich in meinen Alter noch Neue Dinge Unternehmen werde). Daß ist mit den Grosen Idealischen Stiehl Warheit der Natur, so wohl in thon als Formen zu verbinden. Pußin, Carrach, Domenikin, u. s. w. Haben einen Großen Stihl Allein die Objeckte sind auch öfters so unwahr als wären sie aus einer Andere Weldt. Dise Konvention ist einmahl angenommen wie bekant ist. Waß das Kollerith betrieft so ist es nicht Allein Unwahr sondern Hart. Man entschuldiget dise Respecktabele Männer, daß die Zeit, die Arth zu Mahlen, die Gemählde Schwartz gemacht habe. Ich kan durch die Waßerfarben Gemählde die ich in Pallast Colonnan, u Franiesko *di Bologna* in Pallast *Borghese* beweisen daß Pußin nie Harmonisch in der Farbe gewesen ist, seine Luft ist imer hart, die gewönglichen Rothe Streiffen die zu dunkelblaue Fernung, die Hart Grüne Monotonische Bäume, die zu gelbe Felsen und Wege wo der Blose Ocker herschet. Dise Waßer Farben Gemählde haben sich nicht verändert, hingegen durch daß Verdunckeln der *Terra verde* sind seine Öhl Gemählde Eher harmonischer Geworden. *Francesco di Bologna* ist in seine Waßerfarben Harmonischer seine Baume haben denselben Fehler daß sie zu dunkel Grün und Monoton sind. *Boquet* hat in *Pistoja* einen Saal gemahlt, und den Pußin so imitirt, mit die gelbe Felsen, u nach Kohl Schwartze Baüme Gemahlt, so daß man Angst und Bange wird wen man es ansiehet, es ist mir unbegreiflich wie ein Man wie *Boquet* der Würcklich so Viele Geschicklichkeit hat u ernsthafte gute Studien

in Portefeuille besitz, solch Tolles Zeug darzustellen. Ich bin Also mit meine Versuche in Werck. Vieleicht gelingt es mir, dass ich in einen Großen verschönerten Stiehl, den Silberthon der Schönen Natur, die Nebligten Dünste die Schönen Formen der Bäume, ohne die Natur den Charakter des Baums zu vernachläßigen Kurz Alles mögliche Idial Schönes was die Natur Einer landschaft darbitet, in Einem Gemählde Vorzustellen, daß die Elusion von einer Schönen Landschaft machet. Um nicht in daß Manierirte zu fallen, und die Großen Meister zu bestehlen, oder Schwach nach zu Spotten, wie es leicht den Imitateurs Geschiehet, Also dißes zu vermeiden, so habe ich in Meinen Portefeuille Gegenden gewählet, die Würcklich Schon den Stempel des Großen Stiehl haben, Also dise Idealisch zu verschönern, so hoffe ich daß Meine Wercke die Originalitet behalten werden, und man immer die Warheit der Natur verschönert darin finden wird.

jetz wird es drauf Ankommen, wie dise Wercke von den Liebhabern der Kunst werden aufgenommen. bis hieher ist der Geschmack fürs wahre gewesen, ein jeder hat entweder zur erinnerung Italiens Getreue Nachgeahmte Gegenden haben wollen; oder seinen Freunden in sein Vaterland nach seine Zurückkunft zu zeigen, waß er gesehen hat, um Anecktoten u. s. w. dabey zu Erzehlen. Gibt es für dißen Meinen neuen Stiehl nicht Algemeine Liebhaber dafür, so wird es doch einige Kunstkänner geben, die wen es mir Würcklich Glücket, gereichtigkeit wider fahren laßen. Künstler wird es freylich gefallen, die sind aber die nicht die da zahlen Können. H. Fabre der hier seit der Basvillischen Geschichte Aus Rom hie her geflüchtet ist, lebt seit der Zeit hier, er ist ein sehr Geschickter Mann, Mahlt mit Geschmack und hat ein sehr Gut *Brilliand Collerieth* er Mahlet Auch dan und wan Landschaften, mit Kleine Historische Figuren, im Pußinschen Stiehl, welche beßer sein würden wenn er den Pußin weniger *Imitirte* er traf mir bey einen besuch den er mir machte bey meine Neue Unternehmung, Welche ihm sehr gefiehl, ob ich ihm zwar noch nicht deutlich meine Idee entdecken wolte. *Benrenuti* ist jez hier Direcktor von der Akademie, *Demargy* ist hier er Komponirt vortreflich, ob er gleich Kein Schüler von *David* ist. Seine Farbe ist Schwer, Kompackt, sein Pinsel nicht Angenehm, Seine Kompositzion in Kleine Gemählde sind Ausnehmend Schön. Die *Sujets* aber immer Grausam Mord und todschlag, noch sehe ich

Keinen der die Simplizität und Schönheit der Alten hat. *Gofier* und seine Geschickte Frau in Haußlichen genregemählden Starben Vor einige Jahre einer gleich nach den Andern an die Schwindsucht. *Goffier* war auf den Gipfel seiner Kunst, hatte sich bis dahin gequelet daß zu erreichen, da er Genießen solte so Starb er —. Verzeihen Sie mein Weitleuftiges Schreiben, ein so langer Brief wird Ihnen ermüden zu leßen. Ich habe die Ehre mich Ihrer Ferneren Gewogenheit und Freundschaft zu Empfelen, und bin mit der Volkomensten Hochachtung Dero Ergebenster Diener *Philipp Hackert.*

P.S. Bitte meine Empfehlung an D. *Gore* seit langer Zeit höre ich nichts mehr von ihm. Man hat mir gesagt *Mis Emelie* wäre verheyratet. ich weiß nicht an wem sie Verheyrathet ist.

386, 16 der ersten] erster *E* 387, 11 Camee] *Bacchus* genannt folgt *Hi* 22. 23 Leichte geistreiche Arbeit] Die Arbeit mittelmäßig *Hi*

Inhalt der Lesarten.

Seite

Winckelmann 391

Philipp Hackert 400

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02758 3633